



Tiegenhöfer Nachrichten

Das Weichsel - Rogat - Delta

Gemeinnütziger Verein Tiegenhof - Kreis Großes Werder e.V.



2012

53



Fischerboote am Strand von Bodenwinkel (Foto Heinrich Korella)

Liebe Mitglieder, liebe Tiegenhöfer und Werderaner,

wenn wir auf das Jahr 2012 zurückschauen, so können wir auf ein durchaus erfolgreiches Jahr in der Zusammenarbeit mit unseren polnischen Freunden zurückblicken. Viele Maßnahmen konnten durchgeführt werden. Die Berichte entnehmen Sie dieser TN.

Für seine unermüdliche Mitarbeit bekam Bolek Klein am 4.Juli 2012 in Tiegenhof von der Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland Annette Klein das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Freud und Leid lagen aber wie immer eng beieinander. Neben vielen Mitgliedern ist auch leider nach schwerer Krankheit unser langjähriges Vorstandsmitglied Peter Priebe verstorben.

Nicht nur die von vielen herbeigeredete Krise um den Euro, sondern auch die Schwierigkeiten im Fortführen unseres Vereins standen auf der Tagesordnung. Ich war dieses Jahr erstmals als Vertreter unseres Heimatkreises auf der Bundesversammlung der Westpreußen und musste erfahren, dass einige Heimatkreise sich bereits aufgelöst haben oder sich in Auflösung befinden, da sich niemand mehr findet die Arbeit im Vorstand fortzuführen.

Dagegen sind wir, sowohl von der Zahl der Mitglieder, als auch von der Zahl der aktiven Vorstände derzeit noch gut aufgestellt. Aber auch bei uns geht die Zeit nicht rückwärts. Deshalb haben wir die Aufgaben innerhalb des Vorstands neu verteilt und beschlossen uns zur Fortführung des Vereins erneut für vier Jahre zur Wahl zu stellen. Aber allen Mitgliedern muss klar sein, dass auch wir uns Gedanken machen müssen in welcher Weise die Arbeit im Sinne unserer Heimatverbundenheit dauerhaft fortgeführt werden kann. Das beste nachhaltige Beispiel unserer Bemühungen ist das nach seinem Umbau neu eröffnete Werdermuseum in Tiegenhof. Ich kann jedem dessen Besuch nur empfehlen.

Im nächsten Jahr wird das Tiegenhöfer Treffen vom 26. bis 29. April 2013 im Maritim in Travemünde hoffentlich wieder viele von uns zusammenführen. Dort wird die Mitgliederversammlung über die Zukunft des Vereins beraten müssen.

Im Namen des gesamten Vorstandes wünsche ich Ihnen viel Freude bei der Lektüre dieser Tiegenhöfer Nachrichten, eine besinnliche Weihnachtszeit, bestmögliche Gesundheit, einen hoffnungsvollen Start in das kommende Jahr 2013 und natürlich auf ein Wiedersehen in Travemünde.

Ihr Michael Pauls



DRODZY PRZYJACIELE.

Z okazji Świąt Bożego Narodzenia i Nowego Roku 2013 życzymy Wam dużo zdrowia i wszelkiej pomyślności.

Szczególne pozdrowienia ślemy byłym Nowodworzanom i Żuławiakom z Nowego Dworu Gdańskiego i Żuław.

Mamy nadzieję, że nasze wzajemne kontakty będą się nadal poszerzać i rozwijać głównie poprzez udział w nich młodszych generacji.

Zawsze serdecznie zapraszamy do odwiedzenia Nowego Dworu Gdańskiego w czasie „Dni Żuław”, które w 2013 roku będą miały miejsce w dniach 8 i 9 czerwca.

W imieniu mieszkańców miasta i gminy oraz powiatu nowodworskiego:

Jacek Michalski-Burmistrz Nowego Dworu Gdańskiego

Ewa Dąbska -Starosta Powiatu Nowodworskiego

Marek Opitz - Prezes Klubu Nowodworskiego

Harry Lau i Bolesław Klein- Stowarzyszenie Miast Partnerskich.

Liebe Freunde.

Zu der Weihnachtszeit und zum Neuen Jahr 2013 wünschen wir Euch viel Gesundheit und alles Gute. Besondere Grüße senden wir den ehemaligen Tiegenhöfern und Werderanern.

Wir hoffen, daß unsere gegenseitigen Kontakte weiter verbreitet und entwickelt werden, hauptsächlich mit dem Anteil der jüngeren Generation.

Wir laden Sie herzlich nach Nowy Dwór Gd. ein, besonders zu den Werdertagen, die im Jahre 2013 am 8. und 9. Juni stattfinden werden.

Im Namen der Einwohner der Stadt, Gemeinde und dem Kreis Nowy Dwór Gd:

Jacek Michalski- Bürgermeister der Stadt und Gemeinde Nowy Dwór Gd.

Ewa Dąbska -Landrätin des Kreises Nowy Dwór Gdański

Marek Opitz - I Vorsitzender des Klub Nowodworski

Harry Lau und Bolek Klein- Partnerschafts Verein Nowy Dwór Gd.

Inhalt	
	Seite
Grußworte	3
Angedacht	5
Nachrufe	7
Einladung zum Treffen der Tiegenhöfer und Werderaner	9
Einladung zur Mitgliederversammlung 2013	11
Aus vergangenen Tagen	
Ein Besuch bei Frau Spode in Bielefeld – Julius Robert Hinz	11
Aus dem Tagebuch eines 9jährigen – Sammlung Hermann Spode	12
Herman Spodes großer Auftritt anläßlich..... – Hermann Spode	12
Es war einmal in Altenau – Luise Jablonski / Helmut Maaß	14
Quellen des Stuthöfer Platt – Harry Grieger	16
Wintertage auf dem elterlichen Hof – Burkhard Driedger	23
1937-1987: Erinnerungen aus 50 Lebensjahren Egon Klaaßen	36
Ein Abend in der Machandelstreppe – Manfred Krutein	65
Meer der Erinnerung – Jürgen Herrmann	67
Erinnerungen an die Schausteller vom Danziger Domi. – Heinz Fofß	68
Der Diakon (1945) – Burghard Driedger	70
Lebensbild eines Schneidermeisters – Carl Eberle	73
Das Grab der Mutter gefunden – Erna Adelman	74
Die Weichsel – Hans-Joachim Dyck	75
Wie komme ich in die Marienfelder Kirchenpemeinde Dora Schmidt	78
Was würde mir fehlen, wenn es die Kirche nicht... – Dora Schmidt	79
Treffen, Reisen besondere Ereignisse	
Urlaub in der alten Heimat – Rosemarie Litz	79
Polenreise 2012 – Martje Postma	82
Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande... – Julius R. Hinz	93
Der Mennonische Arbeitskreis Polen erneut auf... – Oskar Wedel	94
Segnung und Einweihung der Gedenktafel... – Julius Robert Hinz	95
Ein Schlüsselerlebnis – Heinrich Korella	100
Verschiedenes	
Aufruf an die Senioren – Gisela Gillert	102
Das große Werk des Marek Opitz, das Vorlauben... – Julius R. Hinz	103
Hilfsgüter-Transport an bedürftige Menschen... – Julius Robert Hinz	105
Partnerschule von Tiegenhof wurde Europaschule – Dr. Udo Pfahl	107
Die neue Zeit – Ott-Heinrich Stobbe	108
Bilderbogen	109
Wer kann helfen?	112
Familiennachrichten	112
Alte Postkarten mit Danziger Motiven	114
Gesehen am 3.7.2012 in Danzig	114
Als letzter Gruß	115
Mitgliederliste	116
Danz'ger Blut – Margarete Schirau	142
Sage, wo ist Bethlehem – Rudolf Otto Wiemer	143
Impressum	144
Pensionen und Unterkünfte im Werder	145
Stobbe Machandel	146
Bernsteinzimmer	146
TN im Internet	146

Liebe Leserinnen und liebe Leser

Wieder liegt eine neue TN vor Ihnen mit vielen Beiträgen. Ich danke allen, die dazu beigetragen haben, daß wieder eine vollgefüllte TN erscheinen kann. Es ist wieder ein bunter Strauß von Beiträgen geworden. Sie finden Beträge von früher und aus der Gegenwart, über besondere Ereignisse und Reiseberichte. Ich hoffe, daß für jeden etwas dabei ist. Ich wünsche mir, daß möglichst viele mir Beiträge und / oder Anregungen für die nächste Ausgabe zusenden.

In der Mitgliederliste werden Sie sicher die Angabe der Telefonnummern vermissen. Unser Vorstandsvorsitzender Michael Pauls hat mir mitgeteilt, daß wir aus Datenschutzgründen die Telefonnummern in der Mitgliederliste nicht mehr veröffentlichen dürfen. Sie haben ja sicher noch die TN Ausgabe von 2011. Diese Ausgabe sollten sie gut aufbewahren, wenn sie Wert darauf legen ein möglichst aktuelles Telefonverzeichnis unserer Mitglieder zu haben.

Das Titelbild ist dieses mal recht farbig ausgefallen. Herr Heinrich Korella hat dieses schöne Bild mit den Fischerbooten am Strand von Bodenwinkel aufgenommen. Vielen ist Herr Korella durch Lichtbildervorträge bei den Treffen der Tiegenhöfer und Werderaner in Lübeck-Travemünde bekannt. Im November 2011 hat Herr Korella seine geretteten Schlüssel von seinem Elternhaus in der Schlosserstraße dem Museum in Tiegenhof übergeben. Von dieser Übergabe ist ein 15 minütiger Film gedreht worden, der im Internet anzusehen ist:

TVP HISTORIA, Dez. 2011 Titel: „Klucze bez domu“. Zunächst kommt Reklame, dann werden 5 Filme angezeigt, einer ist der Film anläßlich der Schlüsselübergabe. Es ist geplant diesen Film auch beim Treffen der Tiegenhöfer und Werderaner in Lübeck-Travemünde in deutsch zu zeigen und damit sind wir beim Thema unseres Treffens. Das Treffen findet vom 26. (Anreisetag) bis zum 29. April (Abreisetag) statt. Über eine zahlreiche Teilnahme würde sich der Vorstand freuen.

Nach dem Buch „Das Werder“ von Gerhard Driedger und dem Buch „Tiegenhof und der Kreis Großes Werder in Bildern“ von Günter Jeglin besteht immer wieder eine Nachfrage. Bevor diese Bücher auf dem Müll landen, schicken Sie sie mir bitte zu. Ich werde die Bücher an Interessenten weiterleiten.

Nun wünsche ich Ihnen Freude bei der Lektüre der neuen Ausgabe der Tiegenhöfer Nachrichten. Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest und alles Gute und Gesundheit für das Jahr 2013. Ihr Fritz Schulz

Angedacht

Liebe Leserin und lieber Leser!

Das herausragende Erlebnis in diesem Jahr war für mich – wie auch für etliche andere Leser – die Polenreise, die der Mennonitische Arbeitskreis Polen angeboten hat. - Sie finden in diesem Heft einige Beiträge dazu. - So verschieden wie wir Menschen nun mal sind, so verschieden sind auch die Erinnerungen an solch eine Reise. Gute Erinnerungen sind wie kostbare Perlen auf einer Schnur.

Für mich war es die Erfahrung der Gemeinschaft, die noch immer besonders hell leuchtet. Da war zum einen das auf einander achten in der Gruppe und der Gedankenaustausch mit vielen Teilnehmern. Aber da war auch spürbar mehr – eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl und nicht nur, weil wir nun mal in dieser Reisegruppe miteinander unterwegs waren. Wir kamen von verschiedenem Hintergrund und mit verschiedenen Erwartungen und trotzdem war da etwas wie ein Familiengefühl. Wir haben uns jeden Tag einmal zusammengefunden um zu beten zu loben und zu danken auf verschiedenste Weise (nachzulesen in dem Bericht von Martje Postma), das heißt wir haben uns gemeinsam unserem Gott zugewandt als seine Kinder. So etwas verstärkt die Gemeinschaft. Ein wichtiger Teil zur Stärkung von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeitsgefühl waren die Gespräche unter einander. Da wurden viele Erfahrungen geteilt über Freude die uns bewegte, aber auch über gemeinsame Überwindung von Leid und Not. Natürlich gingen dabei die Gedanken auch zurück in die Vergangenheit, aber nicht nur!

Hierbei leuchten für mich vier Erinnerungen besonders hell: Es waren die Erfahrungen, daß auch die Schranken, die Menschen zwischen den verschiedenen Christlichen Kirchen und Gemeinschaften aufgerichtet haben, durchlässig werden. Wir durften in vier verschiedenen „Kirchen“ unsere Andacht halten: In der ehemaligen Mennonitenkirche von Danzig, die heute einer Pfingstgemeinde gehört, unter Mitwirkung des dortigen Pastors. – in der ehemaligen Mennonitenkirche in Obernessau, die heute der Katholischen Kirche gehört, hier war die herzliche Aufnahme durch den Priester ergreifend. – im katholischen Wallfahrtskloster Tschenschow, wo wir als Gruppe eine Seitenkapelle nutzen durften – ganz besonders aber war das Erlebnis in Krakau. Hier war es möglich als christliche Gruppe aus Deutschland in der jüdischen Synagoge Gott zu loben und zu danken.

Das alles ist nicht selbstverständlich. Es hat seinen Grund darin, daß unser Gott versprochen hat, immer bei uns zu sein, und wie es im 1. Kapitel des Lukasevangeliums heißt, unsere Füße auf den Weg des Friedens zu stellen, immer wieder neu. Das ermutigt uns auf einander zu zugehen und gemeinsam diesen Weg zu gehen. Es wird gelingen denn wir wissen:

Gut, dass wir einander haben, gut, dass wir einander sehn,
Sorgen, Freuden, Kräfte teilen und auf einem Wege gehen.
Gut, dass wir nicht uns nur haben, dass der Kreis sich niemals schließt
Und dass Gott, von dem wir reden, hier in unsrer Mitte ist.

Für das Neue Jahr 2013 wünsche ich Ihnen viele gute Gemeinschafts-Erfahrungen und Gottes Segen.

Ihre Mechthild Schulz

Nachruf

Wir haben leider die traurige Nachricht erhalten, daß Frau Anneliese Klingauf geb. Haase am 14.02.2012 verstorben ist. Frau Anneliese Klingauf ist am 19.09.1927 in Stutthof geboren und hat dort auch ihre Kindheit verbracht.

Anneliese Klingauf war als ein sehr aktives Mitglied in unserem Verein Klub Nowodworski, wie auch als eine langjährige Teilnehmerin des Redaktionsteams der „Tiegenhöfer Nachrichten“ bekannt. Sie war, unter anderen, nach der politischen Wende in Polen, eine Pionierin für die Anknüpfung und Unterhaltung von freundschaftlichen Kontakten zwischen den ehemaligen und heutigen Werderanern. Sie hat häufig das Werder wie auch Ihr Familien- und Heimatdorf Stutthof besucht. Sie hat bei vielen „Werder Tagen“ teilgenommen, wobei sie immer mit den besten Grüßen die Verbreitung der Vereinigung wünschte. Frau Anneliese Klingauf war auch die Initiatorin der Begegnungen in Damp, wo sich Vertreter aus Nowy Dwór Gd. und jugendliche Künstlergruppen mit den ehemaligen Tiegenhöfern getroffen haben. Frau Anneliese hat uns viele interessante Artikel durch die „Tiegenhöfer Nachrichten“ übergeben, wie auch viele Fotos aus ihrer gemeinsamen Zeit, mit Herrn Hans Müller - auch ein herzlicher Freund des Klubs Nowodworski - und ihren Aufhalten in Nowy Dwór Gd.



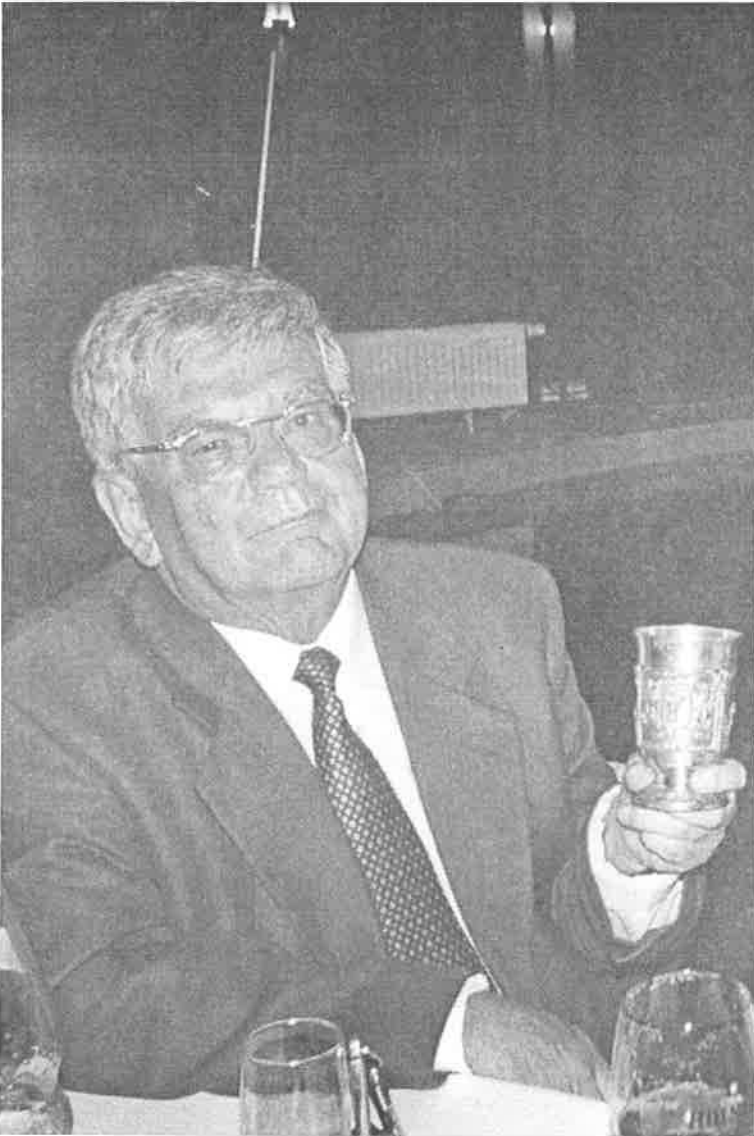
Hiermit möchten wir dem Verein Tiegenhof – Kreis Großes Werder und allen Freunden des Vereins nach dem Tode der unvergesslichen **Anneliese Klingauf** unser herzliches Beileid aussprechen.

Im Namen des Klub Nowodworski:
Marek Opitz, Bolek Klein, Harry Lau.

Nachruf

Am 15. Mai 2012 verstarb unser langjähriges Vorstandsmitglied (von 1981 bis 2012) und Schatzmeister (von 1989 bis 2005) Peter Priebe im 79. Lebensjahr.

Peter Priebe wurde am 18. Mai 1933 in Kiel geboren und verbrachte seine Kindheit im Großen Werder.



Peters Eigenschaften:

Korrekt, verbindlich, zuverlässig, gesellig und ein hohes Maß an Optimismus – nur so konnte er auch die 20 Jahre mit einem Spenderherz überstehen, obwohl die letzten fünf Jahre für Peter sehr beschwerlich waren.

Aufgrund seiner hohen Verdienste zum Wohle unserer großen Heimatgemeinschaft in unserem gemeinnützigen Verein Tiegenhof Kreis Großes Werder wurde Peter Priebe am 20. September 2008 die Ehren-Mitgliedschaft des Vereins verliehen.

Noch am 13. Mai 2012 war ich zu Peters und Fraukes 45. Hochzeitstag eingeladen. Wie immer war Peter bei bester Laune und wir haben auch noch zusammen einen Machandel getrunken.

Für die beschwerlichen Jahre, die Peter durchmachen musste, gebührt seiner Frau Frauke ein besonderer Dank für ihre Fürsorge und Pflege.

Der Vorstand dankt Peter Priebe für seine Arbeit und sein Engagement. Wir werden ihm ein ehrenvolles

Andenken bewahren.

Für den Vorstand Julius Robert Hinz.

Herzlich Willkommen
zum Treffen der Tiegenhöfer und Werderaner 2013
in Lübeck-Travemünde

Liebe Landsleute, hiermit laden wir Sie alle herzlich zu unserem **29. Treffen** ein.

Termin: Freitag den 26. April bis Montag den 29. April 2013

Zusammen mit dieser Ausgabe der TN erhalten Sie die Anmeldekarten, die Sie bitte **rechtzeitig** an die Hotelreservierung schicken sollten.

Achtung!

Die Anmeldekarten liegen nicht wie gewohnt im Heft sondern sie befinden sich auf dem letzten Blatt und sind heraustrennbar. Auf der Anmeldekarte finden Sie auch die Preise für das Treffen. Bringen Sie auch Ihre Freunde und Bekannten mit. Sie sind herzlich willkommen.

Anmeldeschluß ist der 10. März 2013

Tagesgäste bitten wir, sich bei

Frau Rosmarie Hansen
Leuthenstr. 33
40231 Düsseldorf
Tel. + Fax 0211-221256

offiziell anzumelden, - Anmeldung siehe letztes Blatt dieser TN, - weil sonst - wie schon öfter - unschöne Engpässe entstehen können. Gutscheine für

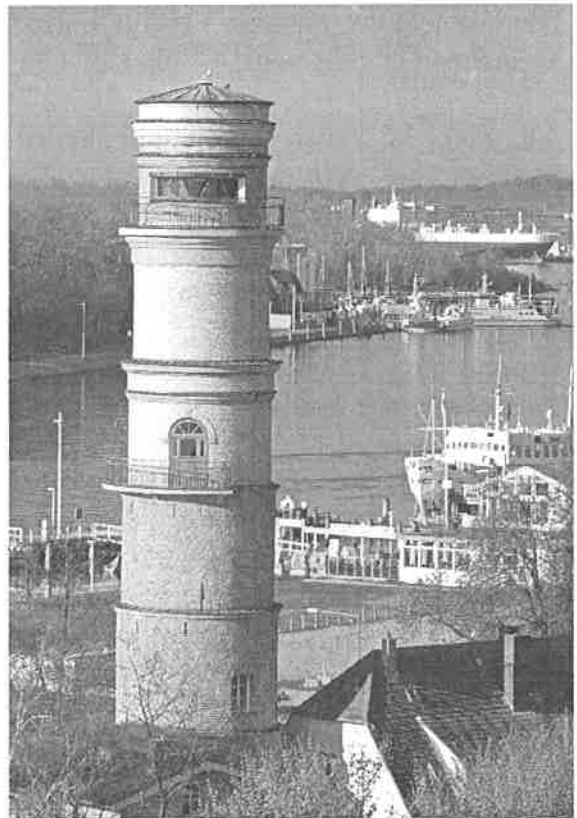
Buffet am Festabend,	27.04.2013
Mittagessen,	28.04.2013
Kaffeetafel,	28.04.2013

sind bei der Vereinsanmeldung käuflich zu erwerben. Hier werden auch die Karten für die Schifffahrt ausgegeben (kostenlos).

Auch spontan Entschlossene sind herzlich willkommen.

Und noch einige wichtige Hinweise

1. Kinderregelung: Max. 1 Kind kann im Zimmer der Eltern oder Großeltern übernachten. Das Frühstück ist im Preis inbegriffen. Kinder bis 6 Jahre sind kostenfrei. Die Preise für ein Kind Übernachtung mit Frühstück finden Sie auf der Anmeldekarte. Die Kosten für das Kaffeegedeck und das Mittagessen kommen dazu. Preise siehe Karte für Tagesgäste auf dem letzten Blatt.
2. **Landsleute**, die schon am Donnerstag, 25.04.2013 angereist sind, können ihr Abendessen nach freier Wahl im Hotelrestaurant oder im Ort einnehmen und sich einen ersten Eindruck von dem Ort und der schönen Umgebung machen.
Ab etwa 19⁰⁰ Uhr finden wir uns zu einem ersten Wiedersehens-Klönschnack im „**Kleinen Restaurant**“ ein.
3. **Kreditkarten**: Selbstverständlich werden Kreditkarten akzeptiert.



4. **Parkplätze:** Parkplätze stehen in der Hotelgarage zum Sonderpreis ausreichend zur Verfügung.
5. **Bahnreisende:** Sie erreichen Travemünde stündlich. Ausstiegsstation ist **Strandbahnhof**. Von hier sind es noch ca. 400 Meter bis zum Hotel. Es steht immer ein Taxi zur Verfügung.

Allgemeines:

Die Zimmer stehen am Anreisetag spätestens ab 15⁰⁰ Uhr zur Verfügung. Nach Anmeldung im Hotel bitten wir jeden Angereisten, sich auch beim Verein anzumelden und in die Anwesenheitsliste einzutragen, frühestens jedoch ab Freitag 14⁰⁰ Uhr.

Die Anmeldung unseres Vereins befindet sich im Foyer des Hotels. Sie ist besetzt: Freitag und Sonnabend jeweils von 14⁰⁰ bis 18⁰⁰ Uhr und Sonntag von 11⁰⁰ bis 14⁰⁰ Uhr.

Alle nicht im Pensionspreis enthaltenen Mahlzeiten können Sie im Hotel oder mit einem kleinen Stadtbummel verbunden in Travemünde einnehmen. Tagesgäste können Gutscheine für die diversen Mahlzeiten an der Vereinsanmeldung erwerben und erhalten die Schiffskarten.

Vorläufiges Festprogramm:

Donnerstag, 25.04.: 19⁰⁰ Uhr im „Kleinen Restaurant“ Begrüßung der bereits angereisten Teilnehmer des Treffens und erstes gemütliches Beisammensein.

Freitag, 26.04.: Hauptanreisetag der Gäste. Der Tag steht zur freien Verfügung. Es gibt ausreichend Möglichkeiten zur Entspannung im beheizten Hotelschwimmbad, in der Sauna und im Fitneßbereich, zu gegenseitigen Besuchen und Spaziergängen in und um Travemünde. Zahlreiche Restaurants, Cafés und Geschäfte sind im Ort vorhanden.

Ab 18⁰⁰ Uhr im Salon „Schleswig-Holstein“: gemütlicher Begrüßungsabend mit Diavortrag mit Herrn Heinz Korella gegen 20⁰⁰ Uhr.

Sonnabend, 27.04.: 9⁰⁰ Uhr: Allgemeines Treffen zur Dampferfahrt. Gemeinsamer Gang zur Anlegestelle. Feierstunde auf See mit Kranzniederlegung zum Gedenken an die Toten. Rückkehr nach Travemünde.

19³⁰ Uhr Saal „Maritim“: Rustikales Buffet. Tagesbesucher können Gutscheine bei der Vereinsanmeldung kaufen.

20⁰⁰ Uhr Saal „Maritim“: Festlicher Abend mit Programm.

Sonntag, 28.04.: 10⁰⁰ Uhr Saal „Maritim“: Totenehrung:

Gottesdienst: Darek Juszcak Tiegenhof

11⁰⁰ Uhr: Tagesbesucher bitte beim Verein anmelden und eintragen lassen, hier auch Kauf der Gutscheine für Mittagessen und Kaffeetafel.

12³⁰ Uhr gemeinsames Mittagessen.

15⁰⁰ Uhr: Gemeinsame Kaffeetafel.

16⁰⁰ Uhr: Mitgliederversammlung unseres Vereins. Die Tagesordnung ist beigelegt.

19⁰⁰ Uhr: Gemütliches Beisammensein und Ausklingen des diesjährigen Treffens mit Gelegenheit zum Abendessen.

Montag, 29.04.: Hauptabreisetag der Gäste.

10⁰⁰ Uhr: Abschlußbesprechung des Vorstandes mit der Verkaufsleitung des Hotels.

Wir wünschen allen Besuchern des Treffens einen angenehmen Aufenthalt in Travemünde, ein fröhliches Wiedersehen mit alten Freunden und Bekannten und danach eine gute Heimreise mit vielen schönen Erinnerungen im Gepäck.

**Ihr Vorstand des Gemeinnützigen Vereins Tiegenhof
Kreis Großes Werder e.V.**

Einladung zur Mitgliederversammlung 2013

Gemäß § 8 der Satzung lade ich Sie zur Mitgliederversammlung am 28. April 2013 im Rahmen des vom 26. bis 29. April 2013 in Travemünde stattfindenden Tiegenhöfer Treffens ein. Die Versammlung findet im Großen Festsaal des Hotels Maritim in Lübeck-Travemünde statt.

Beginn: 16.00 Uhr

Tagesordnung:

1. Eröffnung der Versammlung durch den Vorsitzenden
2. Festlegung der Protokollführung und Wahl des Versammlungsleiters
3. Grußworte
4. Rechenschaftsbericht des Vorstandes
5. Kassenbericht
6. Bericht der Kassenprüfer
7. **Entlastung des Vorstandes und Rücktritt des gesamten Vorstandes**
8. Wahl des Wahlleiters
9. Neuwahl des Vorstandes
10. Anträge
11. Verschiedenes

Gez. Michael Pauls
Vorsitzender

Ein Besuch bei Frau Hilde Spode in Bielefeld

von Julius R. Hinz

Auf Einladung von Frau Spode bin ich mit meiner Frau Hannelore am 17. Juli 2012 nach Bielefeld gefahren und hatte, mit Erlaubnis von Frau Spode, die Möglichkeit in Hermann Spodes „gesammelte Werke“ zu stöbern.

Dabei ist mir der Gedanke gekommen, einiges, was mir besonders aufgefallen ist und wertvoll erscheint, in unserer TN zu veröffentlichen.

Übrigens, meine Frau und ich wurden mit Kaffee und Kuchen und Essen, wie es Werderanern zukommt, herzlich bewirtet – und nicht nur das: Aus dem Nachlaß von Hermann Spode wurde mir der Senatsleuchter vererbt und drei gesammelte Werke, die mir wie ein Juwel erscheinen und ein andauerndes Nachschlagewerk von unserer alten Heimat sein werden.



Hannelore und Julius Robert Hinz bei Frau Spode

Hermann Spode, den ich meinen väterlichen Freund nennen durfte, ist im Jahre 2000 verstorben. Als ich in seinem Arbeitszimmer war, seine Sammlungen und sein Bild sah, kam es mir vor, als sei er nur einmal eben raus gegangen. Doch als wir gemeinsam mit Frau Spode den Friedhof und sein Grab besuchten, sah die Gegenwart anders aus.

Nun möchte ich nachstehend Geschichten und Darstellungen, gesammelt von Hermann Spode, einbringen.

Aus dem Tagebuch eines 9jährigen

*aus der Sammlung von Hermann Spode
ingesandt von Julius Robert Hinz*

22. Dezember:

Ohrfeige von Papa. Krippe auf Kleiderschrank mit Zwille beschossen. Kopf von Josef ab. Soll vom Taschengeld neuen Josef kaufen. Mist!

Ins Klassenbuch eingetragen. Wegen nichts.

Mit Peter und Winfried Schlüssel auf Klaviersaite gelegt. Machte plärr bei „Vom Himmel hoch da komm ich her“.

Nepomuk (Spitzname von Religionslehrer) furchtbar sauer, versteht nie Spaß.

Was Mama schenken??? Hat's verdient.

Nach Ohrfeige von Papa, mir heimlich Kekse zugesteckt. Prima Frau.

23. Dezember:

Papa knurrt rum. Tante Luise hat geschrieben, will Weihnachten kommen.

Hörte wie Papa von Ziege sprach und Mama „pssst“ machte, wegen uns. Albern, wissen doch wer gemeint ist.

Spekulatius genascht, sieben Stück. Erwischt, aber nur von Mama. Papa hätte gleich gebrüllt. Nascht aber selbst. Vor allem Aufschnitt. Einmal allen Schinken aufgegessen. Deshalb auch so dick. Stöht immer beim Schuhe zumachen. Will früher Fussballer gewesen sein, Mittelstürmer. War wohl Platzwart.

Was Mama schenken??? Habe nur vier Euro fünfzig.

Wenn ich groß bin kriegt sie einen Pelzmantel von mir!

Hermann Spodes großer Auftritt anlässlich des Schulfestes in Tiegenhof – ohne Gewinnchancen.

*von Hermann Spode
ingesandt von Julius R. Hinz*

An Schulfeste auf dem Gymnasium kann ich mich nicht erinnern, auch Ernst Tosch schreibt nichts darüber. Ich weiß nur, daß ich bei einer Tombola anlässlich einer Schulveranstaltung mein gesamtes Taschengeld von drei Gulden in Lose umgesetzt habe. Jedes zweite Los sollte gewinnen, so die Werbung. Da ein Los zwei Dittchen kostete, rechnete ich mir aus, daß ich mindestens 15 Gewinne

einheimen würde. Als die Gewinne ausgerufen wurden, stand ich als erster da. Mein Gesicht wurde immer länger, als die schönen Dinge nacheinander von anderen weggeschnappt wurden. Als eigentlich nur noch Krimskrams da herumlag, wurde endlich eine meiner Nummern aufgerufen. Freudestrahlend und gespannt ging ich nach vorne und erhielt – eine Fußmatte zum Abtreten der Füße. Das war leider der einzige Gewinn, den ich bekommen habe. Seitdem habe ich an keiner Lotterie mehr teilgenommen, auch habe ich noch nie einen Lotto- oder Totoschein ausgefüllt.

Dann entsinne ich mich noch an eine Schulaufführung oder eine Generalprobe zu einer solchen, die nach der großen Pause stattgefunden haben muß. Ich erinnere mich noch daran, daß alle Klassen etwas darbieten sollten und daß alle Schüler der Schule sich in der Aula versammelt hatten. Ich weiß noch, daß wir vorher Turnunterricht hatten und ich barfuß turnen mußte, weil ich meine Turnschuhe vergessen hatte. Zum Schluß ließ uns der Turnlehrer noch eine Ehrenrunde über den Schulhof laufen. Dann hieß es: Schnell anziehen und rauf in die Aula. Unsere Klasse sollte die Maikäfergeschichte aus dem 5. Max und Moritz-Streich von Wilhelm Busch aufführen. Ein Sprecher sagte das Gedicht auf, Max und Moritz und Onkel Fritz sollten pantomimisch von drei Schülern dargestellt werden. Als Onkel Fritz hatte ich die Paraderolle. Ein Eisenbettgestell mit Matratze und mit bunt kariertem Bettzeug wurde aufgestellt. Nachdem Max und Moritz die Maikäfer gefangen und unter der Bettdecke versteckt hatten, kam mein Auftritt. In langem, weißen Nachthemd, mit einer Zipfelmütze auf dem Kopf und einem Kerzenhalter in der Hand begab ich mich zur Ruhe. Und dann legte der Sprecher los;

„Doch die Käfer, kritze, kratze,
kommen schnell aus der Matratze.
Schon faßt einer, der voran,
Onkel Fritzens Nase an.
„Bau“ schreit er, „was ist das hier?“
und erfaßt das Ungetier.“-

„Bau, was ist das hier?“ war auch der einzige Text, den ich zu sprechen hatte. Den habe ich auch richtig, ausdrucksvoll, laut und entrüstet vorgetragen. Damit Sie nachempfinden können, welche pantomimischen Möglichkeiten ich anschließend ausspielen konnte, hier noch der weitere Text:

„und den Onkel voller Grausen
sieht man aus dem Bette sausen.
Autsch! – schon wieder hat er einen
im Genicke, an den Beinen;
hin und her und rundherum
kriecht es, fliegt es mit Gebrumm.
Onkel Fritz in dieser Not,
haut und trampelt alles tot.“

Hier legte der Sprecher eine Pause ein, damit ich meine schauspielerischen Fähigkeiten voll entfalten konnte. Ich sauste also aus dem Bett, schlug wie wild um mich, oder besser mich, lupfte mein Nachthemd und erwischte noch einen Käfer am Knie, haute und trampelte alles tot. Dann erst setzte der Sprecher wieder ein:

„Guckste wohl, jetzt ist's vorbei
mit der Käferkrabbelei.
Onkel Fritz hat wieder Ruh
und macht seine Augen zu“

Tosender Beifall, tiefe Verbeugung, Onkel Fritz tritt ab. Nach der Vorstellung sprach mich ein Mitschüler an: „Du hast ganz gut gespielt, aber am meisten haben wir über deine schwarzen Füße gelacht.“

Ich komme zum Schluß:

Ernst Tosch hat auch seinen Mitschülerinnen und Mitschülern in der Abschlußklasse in seinen Erinnerungen ein Denkmal gesetzt. Er schreibt: „Unsere Klasse war nun erheblich zusammengeschmolzen. Wir zählten noch 9 Jungen und drei Mädchen“. Und dann folgten Namen. In Klammern gesetzt sind typische Eigenschaften, Angaben über das Aussehen und über sportliche Qualitäten, auch Angaben über den Beruf des Vaters und darüber, was aus jedem Einzelnen schließlich geworden ist.

Bei mir steht: „Hermann Spode, groß, kein Sportsmann, hatte schon damals eine feste Freundin, guter Geigenspieler, Sohn unseres Musiklehrers (Rektor).“

Stimmt alles. Aus heutiger Sicht müßte man ergänzen:

- 1.) Inzwischen Pensionär
- 2.) Aus der damaligen Freundin ist seit über 50 Jahren seine Ehefrau geworden, die viele Wochen auf ihren Hausmann hat verzichten müssen, weil er sich auf einen Gottesdienst bei den *Werderanern* und auf diesen Vortrag hat vorbereiten müssen.

Es war einmal in Altenau

von Luise Jablonski / Helmut Maaß

Kleines, verträumtes Altenau, Du gehst mir nicht aus dem Sinn. 23 Jahre durfte ich in dieser Idylle im Großen Werder (im Freistaat Danzig) verbringen und ich kann Dich nicht vergessen. Heute weiß ich, nur mit der Natur verbunden zu leben ist wunderschön, aber hart. Auch die Menschen in Altenau müssen sehr viel Toleranz und Nächstenliebe bewiesen haben, sonst wäre nicht alles so einheitlich gestaltet gewesen.

Auf der einen Seite des Dorfes in Reih- und Glied, drei Bauernhöfe: Wiehler, Brucks und Reimer. Das ganze zierte ein einheitlicher Zaun aus Holz mit großem und kleinem Tor. Davor ein Gehsteig mit Randstein. Regelmäßig wurde der Gehweg gekehrt und mit Sand bestreut. Auf der anderen Seite war Regier und Reimer, der auch „Schiffchen“ genannt wurde, weil er immer eine Art Uniform trug und einen Stock, an dem ein Emblem war. Er war nicht verheiratet. Übrigens, hatten wir für alle Bauern einen passenden Spitznamen.

Weiter im Feld gab es noch die Driedgers. Das waren zwei unverheiratete Brüder, die immer gleich aussahen. Für mich trugen sie auch eine Art Uniform. Weiter im Feld wohnte Mariechen Klaasen und Fieguth, alle alleinstehend. War es Zufall oder Verabredung? Ich weiß auch nicht, ob sie zu Altenau oder Heubuden gehörten. In Altenau standen noch die Insthäuser oder Katen, in denen vier Arbeiter wohnten. Es waren zwei Holzhäuser und zwei Backsteinhäuser.

Somit lebten die Menschen hier sehr ruhig. Zur Schule mußte man nach Trappenfelde und zur Kirche ging man nach Groß Lichtenau. Weit ragten die Kirchtürme von Lichtenau übers Land, für eine katholische und eine evangelische Kirche. Außerhalb des Ortes stand noch eine Windmühle, und so wußte man immer genau, aus welcher Richtung der Wind wehte. In Groß Lichtenau gab es zwei Lebensmittelläden: Schmidt und Abraham. Hier gab es auch sonst alles! So kam man öfters dort hin, am Sonnabend zum Tanzen und die Männer zum Machandeltrinken zur Frau Abraham.

Auf dem Weg zurück nach Altenau kam man vorbei an Tannenbäumen, wildem Flieder, am Spritzenhaus und am Weiher. Hier war ein Niemandsland mit duftenden Veilchen im Frühjahr. Links ab ging ein Feldweg nach Heubuden. Meine Schwester wohnte dort. Geradeaus die Steinpflasterstraße ging nach Simonsdorf. Man konnte den Ort nicht verfehlen, denn die Bahnhofsbeleuchtung nachts zeigte uns den Weg. Von Simonsdorf kam man mit der normalen Eisenbahn durchs ganze Große Werder und mit der Kleinbahn, die in jedem Dorf hielt, über Neuteich bis Tiegenhof. Unsere Kreisstadt war sozusagen Tiegenhof. Dort war das Krankenhaus, das Altenheim und den „Stobbschen Machandel“ gab es dort auch.

Die Schnellzüge von Marienburg nach Dirschau hielten in Simonsdorf, so daß man sein Ziel ohne Umsteigen erreichte. Simonsdorf war von Altenau etwa einen Kilometer entfernt. Auf dem Weg dorthin, gleich rechts die „Lange Kat“ und gegenüber die Käserei. Hierher brachten alle Bauern aus dem Umkreis ihre Milch zur Verarbeitung. Rechts war noch das Lebensmittelgeschäft Moldenauer. Auf der Strecke gab es drei davon, das letzte in Kalthof.

In Simonsdorf mußte man über das Bahngleis. Links war die Rampe für den Güterzug, dann rechts die Überführung und links wieder, ein paar Häuser weiter die Post und das Bahnhofsgebäude, ein allgemeiner Treff für die Jugend. Man war immer auf dem Laufenden. Man kannte sich: Metzke, Schäfer, Gergens, Freiwald; ja man lebte noch miteinander und für den Anderen.

An der Straße nach Gnojau gab es noch zwei Großbauern, die als gute Bauern bekannt waren, denn es gab für die Arbeiter gutes Essen, aber wenig Geld (so sagte man!). Dort, ein kleines Häuschen gegenüber, die Gendarmerie, die Schmiede und die Katen von zwei Bauern. Der Schmiedemeister Gergens war bekannt mit Jedermann, denn bei ihm mußte man die Pferde beschlagen lassen. Der Polizist, ein alleinstehender Mann, nahm seine Aufgabe sehr ernst.

Als ich eines Abends mit dem Fahrrad unterwegs war, wollte er mir klar machen, daß an mein Rad eine Karbidlampe 'dran gehöre, was ich nicht einsehen wollte. Ich wußte doch vom Vater, daß das blöde Ding Wasser brauchte und immer im Winter einfriere. Bei Kälte, auf freier Straße, pinkelte er immer in die Lampe, wenn das Licht ausging. Kurz- der Polizist nahm mir das Fahrrad weg und sagte:

„Wenn es hell wird, kannst es wieder bei mir abholen!“

Vater holte am nächsten Morgen das Fahrrad wieder, da er wie jeden Morgen jemand mit dem Fuhrwerk zum Bahnhof fahren mußte. Wir stellten fest: Unser Polizist ist ein höflicher, netter Mensch.

Freiwald war unser Straßenwart. Er hatte seinen Bezirk, arbeitete selbständig und war damals Beamter. Andere Leute hatten Arbeit bei der Käserei, bei der Post und bei der Eisenbahn. So war Simonsdorf ein Treffpunkt für jedermann. Immer war was los. Die Jugend traf sich auch deswegen im Bahnhofsgebäude, weil es dort im Winter warm war und Geld für anderes hatten sie auch keins. Die Mädchen zogen im Sommer untergehakt durch die Gegend und sangen Lieder, als ob die ganze Welt nur ihnen gehörte. So lebte man in der Guten-Alten-Zeit im Großen Werder und war mit Gott und der Welt zufrieden.

Links führte unsere Kopfsteinpflasterstraße nach Trappenfelde, wohin wir auch zur Schule gingen. Sonst gab es nur Feldwege und Trampelpfade. Die Straße führte nach Neuteich. Dort machte man den Großeinkauf. Am Sonnabend brachte uns der Postbote das Neuteicher Wochenblatt mit den neuesten Nachrichten. Darin stand dann eines Tages, daß man den Herrn Kirsch tot aufgefunden hatte. Er lag neben einem Weidenbaum. Man hatte ihn mit einem Jagdgewehr erschossen; und das in Trappenfelde? - Ich war entsetzt und wartete jede Woche auf die Zeitung, wollte ich doch mehr

wissen. Wer tut so etwas? - Aber der Schupo Griego aus Neuteich konnte oder durfte den Fall nicht aufklären.

In Trappenfelde gab es drei Bauern. Einer davon, der Behrend hatte drei Söhne aber keine Frau. Sein Kutscher fuhr ihn jeden Tag zur Bahn. Es hieß, in Dirschau würde er sich immer aufhalten? - Die Bauern Winter und Wadeen wirtschafteten auf ihren Höfen alleine. Sie waren sehr beliebt in der Gegend. Frau Wadeen hatte allerdings eine Tochter.

In der Aasfabrik bei Trappenfelde wurden nicht verwendungsfähige Tiere verarbeitet. Ich glaube zu Seife. In Trappenfelde war auch die Käserei "Lichti".

Als Bahnarbeiter in Simonsdorf bekam man etwas mehr Geld als woanders. Aber es gab ein Problem. Da die Bahn polnisch wurde, flogen die Kinder der Arbeiter von der deutschen Schule. Sie mußten bis nach Dirschau jeden Tag in die polnische Schule. So mußten die Kinder ausbaden, was die Politik verbrochen hatte.

Eines Tages herrschte in Altenau Panik. Das Dienstmädchen vom Reimer war ermordet aufgefunden worden. Sie war in Klein Lichtenau zu Hause und wollte nur kurz ihre Eltern besuchen. Sie nahm wie üblich eine Abkürzung über die Felder. Sie wurde dort erstochen und in die Schwente geworfen. Da sie nicht ganz tot war, kroch sie noch bis zu ihren Eltern in den Hof, wo man sie am Morgen fand. So stand es in der Zeitung. - War ich traurig! - Der Schupo aus Simonsdorf fand den Täter nicht. Doch Jahre später fand man in Groß Lichtenau auch eine Frauenleiche, auch erstochen, aber in einer Schnitzelmiete?

Wir hatten schon Krieg und was war schon eine Tote mehr. Jeden Tag kamen Meldungen von der Front: „Gefallen für Volk und Vaterland!“. Es breitete sich eine Schwere aus, eine Last, die jedem ins Gesicht geschrieben schien. Aber keiner wußte es. Das war nur der Anfang vom endgültigen Ende. Unser Großes Werder gibt es nur noch in unseren Gedanken.

Quellen des Stutthöfer Platt.

von Harry Grieger

Die Quellen werden dem zeitlichen Ablauf der Siedlungsgeschichte folgend aufgeführt.

Der niederdeutsche Klang der meisten Wörter belegt, daß sich hauptsächlich die Mundart ursprünglich niederdeutscher Siedler in den damals besiedelbaren Landstrichen durch die Jahrhunderte behauptete, wenn auch mit einigen Vokalverschiebungen.

Indogermanen und folgende Ostgermanenstämme sind lediglich durch einige Grabfunde belegt.

Goten und Gepiden ca. 300 v.d.Z. bis ca 200 n.d.Z. (siehe Tacitus, Jordanes)

Da die östliche Nehrung teilweise schon bewohnbar war und bei sgn. kleineren Eiszeiten Fischfang weiterhin möglich war, darf man annehmen, daß Teile der Goten nicht an der Völkerwanderung teilnahmen, sondern im Nehrungsbereich verblieben.

Haben solche Fischer oder Seefahrer Spuren ihrer Sprache hinterlassen? Die Sprache der Krimgoten war schließlich auch noch bis ins 17. Jahrhundert lebendig, wenn auch gegenüber dem Altgotischen erheblich gewandelt. Fraglich ist jedoch, ob solche Spuren noch als gotisch erkennbar wären:

Zunächst ein Sprachvergleich:

	got	got	stutth. Platt	ahd	mhd	nnd	nhd	
Infinit.	qīpan,	sagôn	saejen	sagên	segîn	seggen	'sagen'	
Präsens Indikativ								
1.P.Si.	qīpa	sagô	saej	sagêm	segî	sei	'sage'	
2.P.Si.	qīpis	sagôs	saejst	sagês	segîst	seist	'sagst'	
3.P.Si.	qīpiþ	sagôþ	saejt	sagêt	segît	seit	'sagt'	
1.P.Pl.	qīpam	sagôm	saejen	sagên	segîn	sein	'sagen'	
2.P.Pl.	qīpiþ	sagôþ	saejen	sagêt	segit	seit	'sagt'	
3.p.Pl.	qīpand	sagônd	saejen	sagênt	segint	seint	'sagen'	
Präteritum Indiativ:								
1.P.Si.	qap	sagôda	sääd	sagêta	segita	seite	'sagte'	
2.P.Si.	qapþ	sagôdês	säädst	sagêtos	segitos	seites	'sagtest'	
3.P.Si.	qap	sagôda	sääd	sagêta	segita	seite	'sagte'	
1.P.Pl.	qepum	sagôdêdum	sääden		sagêtum	segitum	seiten	'sagten'
2.P.Pl.	qepuþ	sagôdêduþ	sääden		sagêtutsegitut		seitet	'sagtet'
3.P.Pl.	qepun	sagôdêdun	sääden		sagêtun	segitun	seiten	'sagten'
Partizip Perfekt: '								
	qīpans	sagôþs	jesaejt	gisagêt	gisegit	geseit	'gesagt'	

Für nhd 'sagen' finden sich in den gotischen Schriften sowohl das starke Verb "qīpan" als auch das schwache "sagôn". Das gotische Verb "qīpan" hat die wohl ursprünglichere Bedeutung 'weisen' (stark), 'zeigen' (schwach)', dann, übertragen, 'sagen', also 'durch Worte (hin)weisen'; < lat dicere.

Das gotische Phonem -q- sprach man vermutlich als halbtönendes klusives -k- mit nachfolgendem gehauchten -w- und eröffnet mit einem fast tonlosen -h-.

Das gotische Phonem -þ- wird von den meisten Sprachforschern als tonhaftes, frikatives Allophon von -d- nach einem Vokal aufgefaßt, ähnlich dem englischen -th-.

Der ahd lange Vokal -e- wurde in den verschiedenen erhaltenen Schriftdenkmälern alternativ als Doppelvokal -ee-, wie hier mit Circumflex -ê- oder mit Acut -é- eingesetzt.

Sollten die alten Goten irgend ein Schriftzeugnis in unserer Heimat auf der Nehrung zurückgelassen haben, wäre dieses noch in germanischer Runenschrift geschrieben, wie auch alle schriftlichen Zeugnisse auf ihrer Wanderung durch Rußland, die Ukraine und Rumänien gen südlichere Strände. Es handelte sich dort um alltägliche Notizen, Eigentumszeichen und ähnliche Banalitäten.

Die neuere Schrift, z.B. der Gotenbibel, war von Mönchen, Priestern oder Hofbeamten geschaffen, für Gleichgestellte unter der Kristenhierarchie und der Könige.

Da man für viele Phoneme in vorhandenen lateinischen Schriftzeichen z.T. keine Entsprechung zum Gotischen fand, mußten die gotischen Schreiber, durch Zeiträume, Regionen und Stammesdialekte oft voneinander isoliert, jeder für sich eigenschöpferisch wirken. Sie bedienten sich hauptsächlich bei den lateinischen Schriftzeichen, aber man griff auch auf altgriechische Buchstaben und die alten Runen des Futhork zurück.

Da die gesamte deutsche Sprache, abgesehen von den vielen hauptsächlich griechischen und lateinischen Lehnwörtern germanischen Ursprungs ist, kann die obige Darstellung des Gotischen lediglich instruktiv sein, da der Sprachursprung ein gemeinsamer germanischer ist, und während der Gotenzeit im Weihseldelta und der Silberbibel aus der Mitte des 6. Jahrhunderts nach der Zeitenwende Lautverschiebungen dieses Gotische veränderte.

Eine neuere Hypothese stellt übrigens in Frage, ob die historischen Goten des Kontinents überhaupt aus einem einzigen skandinavischen Gotenstamm kamen. Das altnordische Wort "gauthi", "gaut" sei eine Bezeichnung für eine (feuchte) Niederung oder ein Müdungsgebiet, ein Delta und auch eine niedrige Strandlandschaft. So sei es also kein Zufall, daß alle Goten ihre

ursprünglichen und z.T. auch späteren Siedlungsräume neben der Insel Gotland zunächst Küstenlandschaften an Flußdelten waren: die Mündungsgebiete des Götaälv, der Weichsel, der Donau, des Dnestr. Gemeinsam waren sie also alle nur Gauten, Güten, germanische Bewohner solcher Landschaften.

(siehe: Ingmar Stenroth, "Myten om Goterna", Atlantis, Stockholm 1986)

Fraglich ist auch die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der **Gepiden**, die laut früher Chronisten aus Skandinavien kommend unsere Heimat bewohnt haben sollen. In der schwedische Altertumsforschung sind diese Gepiden weder historisch noch archeologisch irgenwo in Skandinavien zu lokalisieren. Geschichtlich werden sie erst im Weichseldelta und in ihren späteren Lebensräumen auf dem Balkan. Bei Kenntnis frühgeschichtlicher Verhältnisse in Schweden wagt der Verfasser folgende Hypothese: Die skandinavische Halbinsel war machtpolitisch zergliedert in viele kleine und kleinste feudale Gebilde, (oft nur größere Bauernhöfe), in denen sich die Häuptlinge bzw. Hofherren neben ihren Stamarbeitern und einigen Bewaffneten auch Sklaven, die sogn. Trälar hielten. Die Leibeigenschaft und Rechtlosigkeit eines Träl war laut einigen Quellen äußerst extrem. Der Herr bestimmte über Leben und Tod des Sklaven. Solcher wurde man per Geburt, als Kriegsgefangener oder auch als landloser Zuwanderer oder als Schuldner. Es herrschte das Recht des Stärkeren.

Sollten etwa die an der Weichselmündung sesshaft und Landeigner gewordenen Goten ihre alten Machtstrukturen aus Skandinavien mitgenommen haben? Laut Chronisten jener Zeit seien die Gepiden nach den Goten eingewandert. Etwa in ein Gebiet, in dem das Land bereits verteilt war? Haben die Goten diese Landlosen zwar nicht zu Trälar, aber doch zu Lehensleuten, zu Abhängigen mit eingeschränkter Freiheit gezwungen und in weniger fruchtbare Gegenden östlich des Deltas abgedrängt? Gaben die "Goten" ihnen folglich einen nach ihrem Verständnis angemessenen Namen?

In dem Gotischen, das uns mit Wulfilas Silberbibel überliefert wurde, lautet das Verb 'sich unterordnen, gehorchen' **ga-piwan**, das Substantiv 'Knecht' **pewisa**. Bereits erwähnte Lautverschiebungen, die das Gotische durch Zeit und wohl auch Raum aufweist, können allein diese Stammesbenennung noch nicht belegen. Allerdings ist als fast einzige vorhandene Paradigmensammlung Wulfilas gotische Bibelübersetzung in einem einzigen Exemplar, der Silberbibel in Upsala zum Vergleich vorhanden. Diese aber wurde etwa zweihundert Jahre nach Wulfilas Originalübersetzung in Ravenna kopiert. Vergleiche mit Textfragmenten aus der Zeit Wulfilas, den sogenannten. Skeireins, weisen bereits deutliche Lautverschiebungen zur Ravenna-Bibel auf. Besonders interessant sind, wenn man an die typischen Diphtonge und Halbdiphtonge in unserem Nehrungsplatt denkt, Beispiele für Verschiebungen vom Diphtong -au- oder -áu- her:

Wulfila-gotisch

Ravenna-gotisch

Audarêþ

Oderit (Westgotenkönig 575 – 591)

Fráuja

Froila ('Herr')

Audagrus

Odoagrus

áustra~

ostre~ (Präfix, das auch die Vokalverschiebung von -a- nach -e-

aufweist, wie auch bei Oderit)

Über evtl. Lautverschiebungen in der gotischen Sprache bereits während der Siedlung im Weichseldelta und der Wanderung nach Süden gibt es leider keine Dokumente.

Die genannten gotischen Wörter, **ga-piwan** und **pewisa**, sind dem Worte **Gepiden**, jedenfalls für den Laien, klanglich nicht allzu fern.

Andererseits hatten sowohl Tacitus wie auch Cäsar ihre Kunde über die Nordstämme, die sie in ihren Schriften weitergaben, nur vom Hörensagen. Namen und Begebenheiten werden auf langem mündlichen Relaiswege häufig abgewandelt.

Übrigens war bei den Lateiner der gotische Konsonant **-þ-** in jenem Wort **ga-piwan** nicht geläufig. Haben sie das **-þ-** durch das **-p-** ersetzt? Sicherlich, nur eine Spekulation.

Gleiches gilt auch für den Ostgoten Jordanes bzgl. seiner Geschichte über die Goten. Ja, man ist heute geneigt, seine Berichte als bewußte, politische Schönmalerei nach der Niederlage der Ostgoten gegen Rom zu betrachten. Darüber hinaus nomadisierten diese Goten viele Dezennien. Eine ethnologische These sagt, daß Nomadenstämme nach wenigen Generationen bereits den Bezug zu ihrer tatsächlichen Geschichte und Herkunft verlieren würden. An deren Stelle träte ein nationales Epos.

Pruzzen (Pruthener):

Daß dieser baltische Volksstamm ursprünglich auch westlich der Nogat siedelte, belegen die pruzzischen Ortsnamen Stobe, das spätere Stuba, die Siedlung Sure, das spätere Zeyer, sowie eine Ansiedlung an der Stelle des späteren Jungfer. Die in Stutthof und Bodenwinkel mehrfachen Familiennamen Wendt und wohl auch Gnoyke sind pruzzischen Ursprungs.

Da der Deutsche Ritterorden in seiner rigerosen Christianisierungspolitik die sich hartnäckig wehrenden Pruzzen zwar nicht ethnisch ausrotteten, aber ihre heidnische Kultur und auch ihre Sprache so gut wie auslöschten, sind nicht viele Wörter im Küstenplatt aus jenem Kulturkreis entlehnt worden. Zwar erhielten sich zum Christentum bekennende pruzzische Dörfer die kleine Gerichtsbarkeit und andere Freiheiten. Ja, einigen christlich loyalen Pruzzen gab der Orden sogar Siedlungsland im Ordensgebiet. Sprachlich aber konnten sie nur geringen Abdruck hinterlassen:

Dubbas < ? lit. dubà, gen. dubõs 'ca. 20 ha Land'? (weiteres: siehe J.Pinnow, Verkehrsverbindungen Im Freistaat Danzig. Bd. II, Nachträge, Westerland/Sylt, S 40-43)

Kaddik 'Wachoder' < kadaginè, pruzz. kadegis

Gnussel 'mürrischer (kleiner) Kerl' < ?

Kujjel 'Eber' < kujylis

Kussel 'ungepflegtes, minderwertiges Kleid' < kušla

Lorrbas 'böser Kerl' < lurbas

Lunntruss 'Taugenichts' < Lāntras

Moarjaal 'Mädchen' < merga 'Magd', dimin. mergèle

Peed 'Trage(holz)' < petýs, 'Schulter', pruzz. pid 'tragen'

Schpoarkel 'gebratene Scheibe vom Schweinebauch' < spirgas 'Griebe', spirgèti 'bruzzeln', pol. szperka 'Griebe, Magerspeck'

Pleesta 'schwergewichtiges Tier (weniger Gegenstand)' < plèstis 'sich ausdehnen'

Wonnzen 'Haare' < pruzz. wanso 'erster Bart'

Wruck 'Steckrübe' < lit. Burõkas, pol. brukiew

wo als Relativpronom

Obige Wörter finden sich auch in den benachbarten Dialekten.

(siehe Jürgen Pinnow, 2003, "Duusend Wöerd Danzjer Platt", Westerland/Sylt

Da die beiden baltischen Völker der Pruzzen und Litauer ethnisch und so auch sprachlich verwandt sind, ist nicht eindeutig zu klären, ob im Einzelfalle die obigen Lehnwörter nun tatsächlich von den Pruzzen oder den Litauern herkommen.

Deutsche Besiedlung durch Ritterorden und Hanse.

Um evtl. vorhandene sprachliche Komponenten, die in unserem **SP** ihre Spuren hinterließen, aus dem Hd und Nd aufzuspüren, sollen hier zunächst die markantesten Unterscheidungsmerkmale zwischen Hd und Nd kurzgefaßt dargestellt werden:

In der 2. (hochdeutschen) Lautverschiebung wandelten sich ab dem 5.Jahrh., von den Alpen ausgehend, die alten, germanischen stimmlosen Verschluß-Konsonanten t, p, k nach Vokalen zu den Reibelauten zz, ff, hh (ch). Diese werden in der Regel im Auslaut auch nach einem langen Vokal einfach. Beispiele:

Gotisch	Altsächsisch	Neuniederd.	Althochd.	Mittelhochd.	Neuhochd.
Itan	etan	eten	ezzan	ezzen	essen
greipan	gripan	gripen	grifjan	grifen	greifen
brikan	brekan	breken	brehhan	brechen	brechen

Im Anlaut sowie im Inlaut nach Konsonanten und bei Doppelung verschieben sich t, p, k im Ahd nach den Reibelauten tz (z), pf (ph), kh (ch). Beispiele:

Gotisch	Altsächsisch	Neuniederd.	Althochd.	Mittelhochd.	Neuhochd.
Satjan	settian	setten	setzen	setzen	setzen
hilpan	helpan	helpen	helpfan	helfen	helfen
kauru	korn	Korn	khorn (nur obdt)		

Bereits irgendwann ab dem 2. Jahrh. nZtw. bildeten sich weitere sprachliche Unterschiede zwischen den germanischen Stämmen Süddeutschlands und den Stämmen der Germanen, die als Nordseeanrainer eine Sprachgemeinschaft ausbildeten, und aus deren Mitte im norddeutschen Raum sich die Sachsen zum führenden Großstamm entwickelten. Diese nd und hd Signatur-Merkmale haben sich z.T. bis heute erhalten. So schwindet vor ehemals stimmlosen Reibelauten im Nd (wie auch fries., ae., s.) der Nasal, (m, n) der im Hd. bis auf einige Ausnahmen erscheint, z.B. nd gōs, s gās, hd 'Gans'; nd fif, hd 'fünf'; nd ūs, s oss, hd 'uns'.

Die m. 3. Person singl. des Personalpronomens ist im Nd und E. he (hei, s han), im Hd aber 'er'.

Vergleichen wir nun das Vokabular des **Stutthöfer Platt** mit dem hier gesagten, erkennen wir, daß unser Dialekt zwar die Kriterien des Niederdeutschen zeigt, aber durchaus nicht in seiner reinsten Form.

Entweder tritt das sp als Mischform auf, z.B. nd Gos, hd Gans, sp **Gauns**; nd us, hd uns, sp **onns**, oder auch rein hochdeutsch, z.B. nd fin, hd fein, sp **fein** (ältere Schich-tung jedoch **fin**).

Nicht erkennbar ist, ob die Berührung mit dem Ritterorden oder die neuzeitlichen Medien den hochdeutschen Einfluß im Einzelfalle bewirkten.

Niederfränkische Spuren

In den Jahren um 1290 ließ der Landmeister der Deutschen Ordens, Meinhard von Querfurt, die Nogat bei Elbing eindeichen. Dazu holte er Niederfranken, die bereits im heimatlichen Brabant und Holland reichlich Erfahrung im Deichbau gewonnen hatten. So ist die Stadt Preußisch Holland Zeugnis dieser Ansiedlung. Unklar bleibt, ob diese Leute direkt aus Holland, Flandern oder Brabant kamen, oder ob sie Nachfahren jener Niederfranken waren, die bereits um 1130, aus jenen Gebieten angeworben, die Bremer Marsch und um 1180 dann die Elbmarsch (Altes Land) eindeichten, entwässerten und urbar machten.

Letztere gründeten bereits um 1240 das Werderdorf Ladekopp und wahrscheinlich zur gleichen Zeit auch Groß Lichtenau. Sie kamen u.a. aus Ladekop bei Jork im Alten Land.

Ob nun das Niederdeutsch der Nehrung von diesen Holländern mit geprägt wurde? Gewiß, Elbing ist ein Stück von der Nehrung entfernt. In einer Landschaft ohne ausgebaute Infrastruktur ist aber der Wasserweg die bequemste und auch sicherste Verbindung zur Nachbarschaft. Die frühen Kulturen um das Mittelmeer sind dafür eindrucksvoller Beweis.

Walther Mitzka zeigt in seinem Werk "Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte" 1959, n.g. Elwert Verlag Marburg, einige Gleichheiten zwischen dem Niederfränkischen und unserem Küstenplatt:

Vor 'r' offene Vokale: **Döar** 'Tür', **Joar** 'Jahr'. Dieser Aussage Mitzkas steht jedoch die Engung von -ö- nach -e- auf den Kampen, also näher nach Elbing, entgegen, z.B. auch **feer** < **föar**, **heeren** < **höaren**.

Ansonsten Entrundung: **Hiesa** 'Häuser', **freien** 'freuen', **Heew** 'Höfe'.
Endungs-nd > ng: **Kinga** 'Kinder', **Flingan** 'Fludern', **fingen** 'finden'; **uigen** 'unten';
Huing 'Hunde'; **Eng** 'Ende', **Schtung** 'Stunden', **ängan** 'ändern'

Endungs-n der Verben ist im Küstenplatt erhalten.

Auslautendes d statt t: Worte'; **Schtaud** 'Stadt'; **Lied** 'Leute', **haud** 'hatte'

Typisch für Brabant und Flandern sind Wörter, die auch im Küstenplatt gebräuchlich sind: Aust 'Ernte'; Erpel 'Gänserich'; mals 'weich, zart' > **mollsch** 'faul, verfault'; **spak** 'trocken'; (sich) **schobben** '(sich) bei Juckreiz reiben'; polken (Diminutiv von pulen) **Pollack** (volksetymologisch) 'Naselpopel'; quiddern 'Flüssigkeit vergießen'; leg > **leej** 'niedrig'; prunen > **prüünen** 'nähen'; porren > 'antreiben'; glibbriçh 'glatt, schleimig'; Hock 'Verschlag fürs Jungvieh'; Difa > **Deffat** 'Täuberich', Sctoffen > **Sctoff** 'Staub' **sctööwen** 'stauben', seve > **Seef** 'Sieb'.

Substantive mit dem Suffix -el, die nicht gesamtdeutsch übernommen wurden, sondern nur im Küstenplatt sowie in der Weser- und Elbmarsch: **Hievsel, Hängsel Schääsel, Drossel, Jebrausel, Onnosel** (aus **Onnot-sel**).

Auffällig ist die relative Häufung von Familiennamen, die auf -ert enden, wie sie ähnlich in den Niederlanden vorkommen: Hübert, Brillert, Neubert, Schubert, Siebert, Steinert, Tabbert, Volchert, Wichert, Bremert, Heinat (-ert?), Biernat (-ert? oder pruzzisch -at?)

Einige dieser Familiennamen sind allerdings gesamtdeutsch verbreitet.

Polnische Einflüsse

Die folgenden Zeichen polnischen Einflusses finden sich auch in den benachbarten Dialekten des Weichseldeltas wieder. (siehe Jürgen Pinnow, 1997, 1998, 2003, Tausend Worte Danzigerisch)

Blott 'aufgeweichter Lehm' < bloto

Brinnittschjen 'Preiselbeere' < brusznica 'Beere'

Dwoarj 'Weißkäse' < twaróg, chech. twaroh 'Quark', mhd. twarc (später tw > qw)

Kobbel 'Stute' < kobyła, kasch. Kobela

Koss 'Ziege' < koza, kasch.

Kruschje '(welcher Apfel, Birne)' < gruszka 'Birne'

Lachodda 'Lümmel, Flegel'

Luschke 'viereckiger Weidenkorb, auf dem Rücken getragen' < lyzka 'Löffel, Eimer'

Kurr 'Huhn' < kur

Pietzja '(Schlamm)peitzger' < pýskorz, zu pyskacz 'Großmaul'

Panjebrautsch 'plump vertraut' < za pan brat 'dick befreundet, intim sein'

Plautz 'Eingeweide, Magen, Bauch' < plua 'Lunge(nflügel)'

Poomuchel 'Dorsch' < pomuchla, kasch. Pomuxalla

Possekell 'schwerer Vorschlaghammer' < plisiekacz 'Hackbeil', zu posiekas 'zerhauen'

Schaubel 'Bohne' < szabla 'Säbel'

Schuschke 'Kienappel' < szyszka

Tullausch 'ungeschlachter Kerl' < tulacz 'Heimatloser'

Ucklei alburnus alburnus < ukleja, kasch. Uklej

(aum) Wischkoll 'am Schlawittchen' < wiszacy 'hängend, Hänge-', kolnierz 'Kragen'

Personenbeschreibungen mit der pejorativen Endung -ak:

Daumlak 'Dummkopf'

Leidak 'Lümmel'

Pauslak 'ausgenutzter Mensch'.

Doppelte Verneinung bleibt (verstärkte) Verneinung: **rein nuscht nich**.

Nachgestelltes oder zweifaches Adjektiv: **gnusslichə Keadel kreetschə**

Vorgestelltes modales Verb: **auls hee enn den Kriçh mussd traeken**.

Bemerkenswert ist, daß Ausdrücke neueren polnischen Ursprungs sich fast ausschließlich auf das ländliche Leben beziehen. Während im westlichen und südlichen Westpreußen die ethnische Struktur mehr durchwoben war, hatten die Bewohner der Niederungen und der beiden Werder fast ausschließlich Kontakt mit den tausenden Saisonarbeitern in der Landwirtschaft, die zumindest seit der Einführung des arbeitsintensiven Kartoffel- und später des Zuckerrübenanbaus alljährlich zur

Zeit des Kartoffel- und Rübenhackens kamen und nach der Rübenernte abreisten. So ergab natürlich die Arbeit auf Feld und Hof den täglichen Sprachkontakt. Geringes Bildungsniveau und einfache Umgangsform vermittelten neben Begriffen aus landwirtschaftlicher Tätigkeit eine erhebliche Zahl an Flüchen und Schimpfwörtern.

Eine gehobene Bildungsschicht stand für die Vermittlung gehobener polnischer Sprache von Mensch zu Mensch nicht zur Verfügung. In diesen Kreisen parlierte man übrigens noch bis zum 2. Weltkrieg französisch.

Allerdings ist die Zahl der auf -ski bzw. -cki auslautenden Familiennamen erheblich. Die meisten der Namensträger sind Katholiken. Die Herkunft aus Polen, Kaschubien oder Polonisierung ehemals Deutscher ist in der großen Menge kaum nachweisbar. Viele stammen von ursprünglichen Saisonarbeitern, die eine Dauerstellung in der Landwirtschaft erhielten, oder auch deutsch-polnische Ehen eingingen.

Die Polonisierung der Namen stammt teilweise auch aus einer Modeerscheinung innerhalb des Adels aus der Zeit, da unsere Landesteile 1466-1772 unter polnischer Herrschaft waren. Bald hielten es dann auch untere Schichten für schick, an ihren Namen ein -ski oder -cki anzuhängen.

Allerdings zeichnete sich das 17. und 18. Jahrhundert ganz allgemein durch recht schlampige Fortschreibung des Familiennamens aus. So fanden wir in unserer Ahnenforschung die Namen Grundmann, Grindemann, Grindmann, Gringmann, oder auch Glag, Glaag, Glage, Glagau, wobei die Änderungsfolge wohl die umgekehrte ist, also von Glaugau ausgehend. Oder etwa von dem französischen Glageau, wie er im Lothringischen häufig ist?

Erst ein Edikt des Preußenkönigs von 1822 "Über die Versteinerung der Namen" untersagte die willkürliche Namensänderung.

Mennonitischer Einfluß

Die Sprache der seit der Mitte des 16. Jh. zugewanderten Mennoniten beeinflusste das SP lediglich mit einigen Ausdrücken, z.B. **von (van) dääch**. Als die Mennoniten zur Trockenlegung der Kampen einwanderten, hatte die Nehrung bereits eine festgefügte soziale Struktur. Eventuell stärkeren Einfluß der mennonitischen Sprache auf das Platt der Niederungen und später auch der Werder dürfte wohl von der Wirtschaftskraft und der Patronatsstellung der wohlbestellten mennonitischen Hof-„Besitzer“ herrühren, das ein stärkeres Abhängigkeitsverhältnis der Landarbeiter aufwies. So war bis zuletzt für das Gesinde in vielen Dörfern selbstverständlich, die Bauernsöhne jeden Alters mit „Junger Herr“ anzureden.

Was das **Mennonitenplatt** betrifft, scheinen in der Literatur einige Mißverständnisse vorzuliegen. So liest man, daß in der Mennonitenkapelle in Tiege noch bis 1875 holländisch gepredigt wurde. Das Holländische, oder richtiger das Niederländische aber, wie wir es aus unserer Zeit her kennen, hat sich erst allmählich innerhalb zweier Jahrhunderte nach der Selbstständigkeitserklärung durch Wilhelm von Oranien 1581 entwickelt. Die Ansiedlung der Mennoniten im Weichseldelta jedoch vollzog sich bereits ab 1550 bis nach dem Ende des 3. schwedisch-polnischen Krieges um 1710. In der Heimat der Mennoniten wurde in der vorniederländischen Zeit westfriesisch mit angelsächsischem Einfluß im nördlichen Gebiet und niederfränkisch im eigentlichen Holland, dem nordwestlichen Teil der Niederlande, sowie in Brabant und in Flandern gesprochen. Es handelt sich hier um zwei germanische Dialekte, die, wie auch das Niederdeutsche, von der hochdeutschen Lautverschiebung nicht berührt waren.

Wenn man heute von Mennonitenplatt spricht, muß man wohl eher an die Mischung aus Nehrungsplatt und Werderplatt denken, das innerhalb einiger Sprachinseln in den USA, in Canada, in Uruguay und auch in Rußland als Umgangssprache zu hören ist. Gesprochen von Nachfahren jener Mennoniten, die als erblose Kinder oder in Notjahren und aus wehrpolitischen Gründen aus dem Weichseldelta dorthin auswanderten.

Hochdeutsch ist für die Nachfahren dieser Auswanderer die heilige Sprache ihrer Bibel.

Viele dieser Mennoniten sind, hauptsächlich aus Rußland, nach Deutschland rückgewandert, so daß z.Zt. etwa 200.000 Mennoniten hier ihr Mennonitenplatt sprechen und zu pflegen versuchen. Die Vorfahren dieser Mennoniten, die z.B. um 1820 an die Molotschna nördlich der Krim auswanderten, mußten demnach dieses Gemisch aus Werderplatt und Küstenplatt angenommen haben. Dagegen sprachen aber die mennonitischen Bauern der letzten Generation in der Werder- und Niederungsheimat bereits das Platt ihres Heimatortes - falls sie überhaupt noch Platt sprachen. Es gab wenige Töchter und Söhne dieser Mennonitenbauern, die nicht zumindest eine höhere Schule erfolgreich besucht hatten.

Von mennonitischen Mitschülern hörte ich: "na ja, mit unseren Instleuten versuchten wir, Platt zu reden".

Quellen zum Wortursprung sind:

- | | |
|------------------------------------|---|
| Keyser, A. | Die Herkunft der Elbinger Bevölkerung von der Gründung der Stadt bis 1353. In Mitteilungen des Copernicus-Vereins zu Thorn* H 32. |
| Mitzka, Walter
1922 | Dialektgeographie der Danziger Nehrung,
Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrg. 1922, S. 117-135 |
| Mitzka, Walther
1955 | das Niederländische in West- und Ostpreußen
In Album Edgard Blancquaert, Tongern, Niederdeutsches Jahrbuch
1955, S. 67 |
| Mitzka, Walter
1959 | Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte
Deutsche Dialektgeographie, Band 59
N.G. Elvert Verlag, . Marburg |
| Pinnow, Jürgen
1997, 1998, 2003 | Duusend Wöerd Danzjer Platt
Eigenverlag, Westerland / Sylt |
| Pinnow, Jürgen
1998 | Tausend Worte Danzigerisch, - kurze Einführung in das Danziger
Missingsch – 2. Auflage |
| Pinnow, Jürgen
2000 | Tausend Worte Stutthöfer Platt, gesammelt von Kurt Gutowski und
Harry Grieger |
| Pinnow, Jürgen
2004 | Schtoothöwǝ Plaut – Stutthöfer Platt – Kurze Einführung in einen
erlöschenden westniederpreußischen Dialekt – von Harry Grieger
Eigenverlag – Westerland / Sylt. Neuauflage bei Lincom GmbH –
Verlag. http:// www.lincom.at – ISBN 3 89586 875 2. |
| Teuchert, Herrmann
1944, 1972 | Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhd.
Neumünster, Neuauflage in Karlsruhe nach Zerstörung der Gesamtauflage durch
Bombenangriff auf Neumünster 1944 |
| Tümpel H.
1901 | Die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes,
Niederdeutsches Jahrbuch 1901, S. 43 ff. |

Wintertage auf dem elterlichen Hof

von Burkhard Driedger

Es gab so eine Art von ungeschriebenem Gesetz, daß draußen auf dem Feld an Martini, am 11. November, alles „zugepflügt“ sein mußte. Dann war das Rindvieh auch schon wieder von der Weide in den Stall gekommen. Weil der Zuckerrübenanbau im Werder einen beträchtlichen Anteil hatte, wurden am Ende die Kühe auf der Weide noch mit Zuckerrübenblättern gefüttert. Die meisten Zuckerrübenblätter wurden aber in einer Erdgrube einsiliert.

Eine Zeitlang wurden die Kühe aber auch noch im Stall mit Rübenblättern gefüttert. Die förderten beim Vieh den Durchfall und es war gut, wenn man hinter den Kuhreihen auf dem Stallgang entlang ging, sich in acht nahm und die Kühe im Auge behielt. Denn es konnte passieren, daß eine Kuh gerade hustete, wenn sie den dünnen Kot ausschied. Und es konnte unangenehme Folgen haben, wenn man „angeschossen“ wurde.

Solange ich denken kann, hatte Vater einen Melker angestellt, der für das Rindvieh und für das Melken verantwortlich war. Auf dem väterlichen Hof gab es nur 12 Milchkühe mit entsprechender Nachzucht, - und auch noch einen Zuchtbullen, der alle zwei Jahre durch einen anderen und

jüngeren ersetzt wurde. Es gab im Stall eine eigene Box für den Bullen und es war schon augenfällig, wenn die Bullen gewechselt wurden: Der alte Bulle wog meist immer gut 20 Zentner, wenn er an den Metzger verkauft wurde und der junge wog nur die Hälfte davon. Immer hatten diese Bullen Ringe in den Nasenlöchern, damit sie leichter zu führen waren, - mit Hilfe einer etwa 1,5 m langen Holzstange, die durch einen an ihrem Ende befindlichen Schnapp-Haken mit dem Nasenring verbunden wurde. So konnte man sich den Bullen vom Leibe halten.

Es gab öfter mal Unfälle durch die Bullen, auch auf der Weide. Dort hatten die Bullen meist auch immer eine Blechbrille auf. Dennoch spürten die Bullen, wenn sich ein Fremder auf die Weide traute. Da wurde manchmal sofort die Verfolgung aufgenommen und der Verfolgte hatte Glück, wenn er es schaffte, sich unter dem Weidezaun, der aus Stacheldraht bestand, hindurch zu rollen zur Außenseite des Zaunes und so für den Bullen unerreichbar blieb. Aber auch in den Ställen sind schwere Unfälle mit Bullen vorgekommen, wenn es z. B. der Melker nicht schaffte, durch Erreichen des Nasenrings den Bullen unter Kontrolle zu bekommen. Nicht selten wurde der gegen die Wand gedrückt und dabei unter Umständen getötet.

Das Verfüttern von Rübenblättern hatte auch zur Folge, daß die Milch danach schmeckte. Ich weiß, daß wir immer froh waren, wenn die Rübenblattfütterung beendet war. Das Grundfutter bestand dann nur noch aus Futterrüben, die die Milch in ihrem Geschmack nicht beeinträchtigten. Als Raufutter wurde Heu und Stroh verabreicht und natürlich auch Kraftfutter in Form von Sojaschrot, - und mit dem selbsterzeugten Getreideschrot.



Solange das Vieh sich auf der Weide befand und sich die Hauptarbeit für den Melker nur auf das Melken beschränkte, mußte der Melker auf dem elterlichen Betrieb auch noch die Pferde füttern. Wenn die Gespanne vom Feld kamen, mußten die Krippen mit dem Stroh-Hächsel, das mit Haferschrot vermengt war, gefüllt sein. So brauchte der Melker sich nicht beim Füttern zwischen den Pferden hindurchzwängen und die Pferde konnten sogleich mit dem Fressen

beginnen, sobald sie in den Stall und an die Krippe gekommen waren.

Wenn aber mit „Martini“ die Winterzeit begann, mußten die Gespannführer die Pferde selbst füttern. Dann hatte der Melker ja auch beim Rindvieh mehr Arbeit durch Füttern und Ausmisten.

Nach der Zuckerrübenernte fuhren die Saison-Arbeiter vor dem Kriege immer nach Hause, nach Polen, um im Frühjahr wieder zur Hackarbeit zurück zu kommen. Aber ehe sie nach Hause fuhren, wurde noch die Hächsel-Abseite in der Scheune „vollgehäckselt“. Das wurde mit dem Roßwerk getan, vor das sechs Pferde gespannt wurden, die paarweise und hintereinander im Kreise gehen mußten und somit die Hächselmaschine angetrieben haben. Auf dem Roßwerk saß in einem Kasten auf einer Plattform der Pferdetreiber, der mit einer schwingenden Peitsche die Pferde und somit das

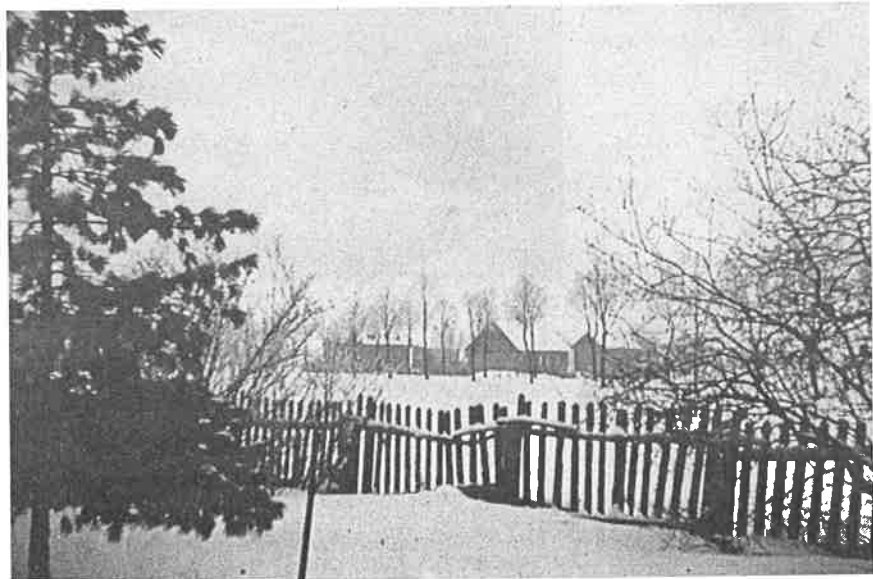
Roßwerk in Bewegung hielt. In der Scheune, - und somit im Trocknen -, stand diese Häckselmaschine, die mit einer langen Kurbel-Stange mit dem Roßwerk verbunden war. Selbstverständlich mußten die Pferde bei jeder Runde diese Kurbel übersteigen.

In der Scheune wurden beim Häckseln etliche Menschen benötigt,- solche, die das Stroh aus dem Stroh-Fach der Scheune herbeischafften und solche, die das Häcksel mit großen Körben in die Abseite brachten. Den verantwortungsvollsten Posten hatte der Maschinist, der die Häckselmaschine gleichmäßig mit dem ihm zugereichten Stroh beschicken mußte.

Im Stall, hinter der vordersten Pferde-Reihe, befand sich ein größerer Raum, in den täglich mittels eines großen Häcksel-Korbes das Häcksel von der Scheune hierher getragen wurde. Und auch täglich wurde vom Haus-Speicher die Ration an Haferschrot ausgegeben, die für die Pferde unter das Häcksel gemischt wurde. Im Winter wurden etwa 3 Pfund pro Pferd gerechnet und bei schwerer Arbeit bis zu 8 Pfund pro Tag. Damit das Häcksel von den Pferden durch den Gebrauch ihrer Nüstern nicht aus der Krippe herausgepustet werden konnte, wurde es beim Füttern mit Wasser angefeuchtet.

Wenn die polnischen Saisonarbeiter nach Hause gefahren waren, blieben also nur der Melker und die Gespannführer zurück. Vor dem Krieg hatte Vater immer drei Pferdegespanne und ein Milchferd, zusammen also 13 Pferde. Für je ein Gespann waren die beiden Instleute, Deputanten, zuständig. Und für das dritte Gespann, in dem sich meistens die ältesten Pferde befanden, hatte Vater immer einen jungen Mann angestellt, - einen, der gerade aus der Schule gekommen war aber noch nicht mit einer Berufsausbildung begonnen hatte.

Erst ab etwa 1934 hatten wir zwei Deputanten. Das waren verheiratete Arbeiter, für die Vater ein Zweifamilienhaus hatte bauen lassen, etwa 200 m vom Hof entfernt. Die Deputanten erhielten ein festgelegtes Deputat in Form von Naturalien und sie erhielten auch monatlich etwas Geld. Zum sogenannten „Insthaus“ gehörte auch ein Ziegen- und Hühnerstall. Heu zur Fütterung des Viehs gab es genug an den reichlich vorhandenen Graben-Kanten, das auch im Stall untergebracht werden konnte. Und zur Fütterung von zwei Schweinen wurde jährlich für die Deputanten ein Stück Land herausgemessen, auf dem Kartoffeln gepflanzt werden konnten. Das Ausmessen des Kartoffellandes nahm Vater immer mit einem Ruten-Zirkel vor. Ich bin als Kind oft dabei gewesen.



Deputantenhäuser

Zu den Mahlzeiten nach Feierabend gingen die Deputanten immer zu ihren Familien nach Hause. Der Junge kam jeweils aus seinem Elternhaus, - manchmal aus unserem Nachbardorf Simonsdorf. Aber zum festgesetzten Arbeitsbeginn mußten alle auf dem Hof pünktlich antreten. Sie trafen sich

morgens um 7 Uhr im Stall-Gang hinter den Pferden. Und Vater ging dann zu ihnen und er verteilte die Arbeit.

Schon damals hatten die landwirtschaftlichen Arbeiter einen Anspruch auf Urlaub. Und diese Tage wurden selbstverständlich in die Winterzeit verlegt. Früher waren die meisten Menschen Selbstversorger und brauchten nur dann in Stadt zu fahren, wenn sie Stoffe für Kleidung benötigten. Verarbeitet wurden die Stoffe zu Hause mit der eigenen Nähmaschine.

Unter den Deputanten gab es eine gewisse Rangordnung. Es gab den ersten, zweiten, dritten, usw. Deputanten. Bei ihrer Bezahlung spielte das sicherlich keine Rolle. Aber es gab auch das erste, zweite und dritte Gespann auf unserem Hof. Immer befanden sich im ersten Gespann die besten Pferde. So war denn auch der erste Deputant verantwortlich für das erste Gespann, - der zweite für das zweite. Daß für das dritte Gespann mit den langsamsten Pferden meist ein Junge zuständig war, erwähnte ich bereits.

Bei den Ackerarbeiten auf dem Feld arbeiteten die Gespanne immer zusammen auf einem Feldschlag, - und immer hintereinander. Vorne befand sich das erste und am Ende das dritte Gespann. Und die Gespannführer saßen beim kutschieren immer auf dem linken Hinterpferd. Das Sattelpferd war deshalb auch immer das kräftigste im



Gespann. Und jeder Kutscher hatte eine Peitsche, die einen geflochtenen Stiel und eine geflochtene Peitschen-Schnur hatte, an deren Ende eine länglich geschnittene Aalhaut gebunden war. Die verstärkte den lauten Peitschenknall. Denn – so hieß es – ein guter Kutscher mußte ständig mit der Peitsche drehen und mit ihr hin und wieder knallen, ohne daß die Pferde von ihr berührt wurden. Und dann haben die Kutscher, wenn sie hintereinander in einer Reihe z. B. pflügten, gesungen. Ja. Es war schon ein Erlebnis, wenn wir im Herbst durch das Werder fuhren und wir die vielen Pferdegespanne sahen und das Peitschengeknall hörten und die verschiedenen Gesänge.

Auf verschiedenen Stellen in Süddeutschland kann man bei Volksfesten auch Peitschenknaller sehen und hören.

Der Winter war zwar eine arbeitsarme Zeit, aber dennoch gab es ständig etwas zu tun. Vieles war in der warmen Jahreszeit liegen geblieben. Deshalb wurde denn auch vieles „nachgeholt“, - vieles auch repariert, was entzwei gegangen war. Auf dem Stall-Speicher befand sich eine Art Werkstatt, in der auch eine Hobelbank stand. Die war ständig in Betrieb. Dort wurden im Winter Ersatz-Schwengel für die Ackerwagen hergestellt. Sie wurden im Werder „Bracken“ genannt. Wenn arbeitsreiche Zeit war, in der hin und wieder ein Schwengel zerbrach, dann mußte sofort Ersatz vorhanden sein, damit es keine Verzögerungen gab.

Dann mußten die Speicher gründlich gereinigt werden. Und weil es auf unserem Hof keine Schrotmühle gab, mußte Futtergetreide eingesackt werden, damit es zum Mahlen in die Mühle nach Gr. Lichtenau gebracht werden konnte. So manches Mal bin ich dorthin mitgefahren und ich hatte Gelegenheit zu beobachten, wie so eine Windmühle funktionierte. Dabei habe ich zugesehen, wie der Müller die großen Flügel gegen den Wind drehte, wenn der einmal seine Richtung geändert hatte. Ich erlebte aber auch, wie die Pferde sich fürchteten vor den großen Flügeln und wie sie scheuten.

Unsere Heimat war Niederungsland, durchzogen von vielen Entwässerungsgräben, die dafür sorgten, daß das Ackerland und die Weiden wasserfrei waren. Aber diese Gräben mußten gepflegt und sauber gehalten werden, damit der Wasserabfluß nicht behindert wurde. So mußten die Haupt-Wassergänge, wie sie genannt wurden, bei der Schneeschmelze im Frühjahr oft aufgegraben werden durch Handarbeit und mit Spaten, damit der Schnee den raschen Abfluß des Schmelzwassers nicht behinderte. Die im Winter auf dem Hof verbliebenen Arbeiter hatten oft tagelang damit zu tun.

An diesen Wassergräben entlang standen lange Reihen von Weidenbäumen. Sie waren wohl schon einige hundert Jahre alt. Viele hatten einen großen Umfang und sie waren außerdem zum Teil hohl. In ihnen sammelte sich im Laufe der Jahre das Laub und es vermoderte. Es entstand so die beste Blumenerde. Und Mutter hat mich öfter hingeschickt, um einen oder mehrere Eimer voll davon zu holen.

Wir lebten zwar auf flachem Niederungsland, - und dennoch gab es keine große Weitsicht, weil der Blick verstellt war durch die langen Reihen von uralten Weidenbäumen.

Lange habe ich darüber nachgedacht, wie es wohl kam, daß man in dem niedrigen Werderland solch einen großen Bestand an Weidenbäumen vorfinden konnte. Immer standen sie an den Entwässerungsgräben entlang und niemals mitten auf einem Ackerstück oder auf den Viehweiden. Sie behinderten die Bearbeitung der Felder nicht.

Erst im Frühjahr dieses Jahres fiel mir die alte Schulzen-Ordnung aus dem Jahre 1710 in die Hand, die gültig war für die Nehrung und für das Scharpau'sche Gebiet. Diese Landstriche standen damals unter der Verwaltung der Stadt Danzig. In dieser Schulzen-Ordnung fand ich im Artikel 22 folgendes:

„Übrigens werden die Nachbarn, die dazu Gelegenheit haben, angehalten, jährlich pro Hufe 15 Weidenbäume anzupflanzen. Sie sollen zum Nutzen des Volkes und zum eigenen Nutzen gebraucht werden. Derjenige, der bei der Nachschau, die um das Johannisfest herum vorgenommen wird, seine 15 frisch gepflanzten Weiden nicht nachweisen kann, soll für jede fehlende Pflanze 6 Gr. bezahlen: Einen davon erhält die Kirche, - die anderen das Schulzen-Amt.“

In jener Zeit gehörte das Werder-Gebiet, auf dem sich der Hof meiner Eltern befand, zum Großen Werder, zum Verwaltungsbezirk Marienburg. Aber es wird auch hier eine ähnliche Verordnung gegeben haben, denn anders ist es nicht zu erklären, daß im weiten Umkreis meines Elternhauses der Bestand an Weidenbäumen so gleichmäßig war.

In den letzten 50 Jahren haben die Polen viele Weidenbaum-Bestände beseitigt und die Landschaft ist kahler geworden. Das hängt auch zusammen mit der Beseitigung vieler Entwässerungsgräben, die teilweise überflüssig geworden sind durch die modernen Entwässerungswerke an der Linau und am Frischen Haff.

In früheren Zeiten waren diese Weidenbaum-Bestände die einzigen und zuverlässigsten Brennholz-Lieferer. Das Strauchwerk wurde aber auch genutzt zur Herstellung von Faschinen, die zu Damm-Befestigungen gebraucht wurden, zur Verhinderung von Dammbrüchen bei Hochwasser.

Alle sechs Jahre wurden die Weiden „gestemmt“ – das heißt, die 10 cm dicken Äste wurden unmittelbar über der Krone abgesägt, bzw. mit dem Beil oder mit der Axt abgehauen, abgehackt. Das Geäst wurde auf Wagen geladen und nach Hause auf den Hof gefahren zu einem großen und hohen Haufen.

Zuerst wurden viele Tage benötigt zum Stemmen der Weidenbäume, dann noch viel mehr Tage zum Zerkleinern des Geästs. Das dicke Holz wurde mit der Drumsäge in kurze, etwa 25 cm lange, Kloben zersägt. Das dicke Holz war vorher in etwa meterlange Stücke gesägt worden und zum Kleinsägen wurden diese auf den Sägebock gelegt. Die Drumsäge wurde von zwei Männern geführt. Auf sogenannten „Hauklötzen“ wurden die kurzgesägten Kloben mit einem Beil gespalten, so daß es gut in die Feuerungen von Herd und Ofen paßte.

Zum Zerkleinern des Strauchwerkes hatte schon Großvater ein Gestell gebaut mit einem großen Hächselmesser, das an einem langen Stiel befestigt war. Mit Hilfe dieses Gerätes konnte das Strauchwerk verhältnismäßig rasch zerkleinert und gebündelt werden. Über der Wagenremise gab es einen großen Raum, in dem diese Bündel gestapelt wurden. Das Strauch wurde zum Feuermachen gebraucht. Auch das gespaltene Holz wurde mit Körben in diesen Raum gebracht und von hier wurde es dann das ganze Jahr über zu den verschiedenen Feuerstellen im Haus geholt.

Ich weiß noch, daß in der äußersten Ecke des großen Gemüsegartens ein großer Backofen stand, den bereits mein Großvater Julius Driedger gebaut hatte aus Backsteinen und der versehen war mit einem Dachpfannen-Dach. Es wurde erzählt, daß früher dieser Backofen zum Brotbacken beheizt wurde entweder mit dem Weidenstrauch oder mit Rapsstroh. – Wahrscheinlich hat mein Vater den Backofen deswegen abreißen lassen, weil wir ihn als Kinder so gerne bestiegen haben.

Die Arbeit des Schweineschlachtens wurde auch für den Winter aufgehoben. Mindestens 3 – 4 Schweine wurden vor dem Kriege immer auf einmal geschlachtet und jedes Schwein wog zwischen drei und vier Zentner. Viel Fleisch davon wurde in Fässer eingepökelt, denn es gab damals weder Gefrier- noch Kühlschränke. Daher war die einzige Möglichkeit der Haltbarmachung des Fleisches das Einpökeln. Die Fleischfässer wurden im Speisekeller aufgestellt.

Schon einige Tage vor dem eigentlichen Schlachttag wurde alles vorbereitet. Vor allem mußten die Fleischmesser geschärft werden. Das war Vaters Arbeit, - die traute er keinem anderen zu. Aber ich mußte ihm dabei helfen, indem ich stundenlang den Schleifstein drehen mußte, - auf dem Stall-Gang. Dort war es warm und trocken. Aber gerne habe ich diese Arbeit nicht getan, weil mir bald immer die Arme weh taten. Aber da konnte Vater hartnäckig sein und er zeigte kein Erbarmen. Und er wußte, daß es für seinen Jungen nicht zum Schaden ist, wenn er Ausdauer ertragen lernt.

Nach dem Schleifstein kam der Wetzstein. Das war ein Stein, der auf den Tisch gelegt wurde und auf dem die Schlachtmesser den letzten Schliff erhielten. Dazu verzog sich Vater in die Wohnstube und er saß bei dieser Arbeit. Im wahrsten Sinne des Wortes, - die Messer mußten „haarscharf“ sein. Mit ihnen wurden später auch die Borsten von der Schweinehaut geschabt.

Zur Vorbereitung zum Schlachttag gehörte auch das Herrichten der Fleischmaschinen. Und es mußte dafür gesorgt werden, daß die Wurst-Maschine im Hause war. Das war ein Spezial-Gerät, das Großvater gebaut hatte und das „Wurststopfen“ erheblich erleichterte und beschleunigte. Diese

Gerät war so begehrt, daß es alle sechs Söhne des Großvaters zum Schlachtag haben wollten. Die wohnten im ganzen Werder verstreut und derjenige, der schlachten wollte, mußte es von demjenigen abholen, der es zuletzt gebraucht hatte.

Am Vortag schon wurden in der Küche die Kessel mit Wasser beschickt und am Abend schon wurde unter den Kesseln das Feuer angezündet. Denn in aller Frühe am nächsten Morgen begann die „Schlacht“.

Zuerst wurden zwei Schweine geschlachtet, - über einem Stallgang an einem Balken nebeneinander hochgezogen und ausgenommen. Die Därme wurden gereinigt und die Schweinehälften in größeren Stücken ins Hinterhaus getragen, wo bereits große Tische zur Aufnahme bereitstanden. Mindestens zwei Stunden waren bisher vergangen. Und es wurde gefrühstückt.

Zum Schlachten kam niemals ein Fleischer oder Metzger. Ich denke, es gab keinen Bauern im Werder, der nicht selbst schlachten konnte. Und wenn die Bauernsöhne so um die 15 Jahre alt waren, dann wurde auch ihnen das Schlachten beigebracht. Ich hätte es sicher auch gelernt, - aber es hätte mir keinen Spaß gemacht. Viele Jahre später, als auch wir auf unserem Hof in Ilbesheim geschlachtet haben, habe ich mich am liebsten auf den hintersten Acker in der Gemarkung „verdrückt“.

Nach dem Frühstück konnten die Frauen daran gehen, das Fleisch im Hinterhaus zu zerkleinern. Und die Männer gingen zurück in den Stall, um die nächsten beiden Schweine zu schlachten. – Irgendwann am späten Vormittag kam noch der Fleischbeschauer, der das Fleisch auf Trichinen untersuchte. Der wurde deshalb auch „Trichinen-Greifer“ genannt. Bei seinen Fleisch-Untersuchungen mit dem Mikroskop habe ich immer interessiert zugeschaut. Doch niemals habe ich erlebt, daß Trichinen gefunden wurden.

Da gibt es eine Story, eine Geschichte, die Großvater manchmal erzählte. Bei einem Schlachttag in seiner Wirtschaftszeit kam auch der Fleischbeschauer, - und er fand tatsächlich Trichinen. Er war aber recht spät gekommen und die Saure Klopps-Suppe, die es zum Mittagessen geben sollte, stand bereits auf dem Herd. Aber nach dem Befund mußte sämtliches frische Fleisch weggeworfen werden, weil es nicht brauchbar war für den menschlichen Genuß. Das war ein großer Schaden, aber die Leute, die beim Schlachten halfen, waren nun einmal da und sie mußten verköstigt werden. Nun gab es ja auch noch Fleisch vom Vorjahr und die Hausfrau bereitete eine neue Mahlzeit vor. Und als sich schließlich alle am Tisch versammelt hatten, wurde das Dienstmädchen vermißt und alle fingen an zu suchen. Schließlich fanden sie sie hinter dem Stall, auf einem Schemel sitzen und mit Wohlgeschmack die Saure-Klopps-Suppe aus einer Terrine löffelnd. Es hatte dem Dienstmädchen zu leid getan, die gute Suppe auf den Misthaufen zu schütten. Und – so erzählte Großvater – es hätte ihr nichts geschadet.

Am Nachmittag des Schlachttages begann schon das Schmalzrühren in den Kesseln in der kleinen dunklen Küche. Je mehr Eimer voller Schmalz eine Hausfrau nach einem Schlachttag vorzeigen konnte, um so stolzer war sie.

Und am Abend kamen manchmal noch die Nachbarn zu uns. Die hatte Vater eingeladen zum Fleischeinpökeln. Die geschah im Keller. Auf ausgelegten, sauberen Getreidesäcken waren auf den Kellerboden die Fleischstücke gelegt worden, die eingepökelt und in den bereitstehenden Fässern eingelagert werden sollten. Die Fleischstücke mußten so fest in die Fässer gelegt werden, daß keine Luft mehr dazwischen war. Und bei jeder Fleisch-Schicht mußte „Pökel aufgegossen“ werden.

Die Nachbarn kamen also. Im Kellerraum befanden sich breite Bänke, auf die sie sich rittlings setzten, mit dem Gesicht zueinander. Zwischen ihnen lag ein großes Stück Fleisch und neben ihnen stand ein Behälter mit Salz. Mit diesem Salz wurde das Fleisch kräftig eingesalzen und keine Fleischfalte durfte übersehen werden. Zum Einsalzen wurden selbstverständlich die Hände benutzt. Und wenn das Stück Fleisch zwischen den beiden Nachbarn gut eingesalzen war, dann wurde es, wie oben beschrieben, in das Faß gelegt.

In einer Ecke des Kellerraumes stand auch ein kleines Fäßchen mit Rotwein. Und auf einem Spiritus-Kocher wurde der in einem Kochtopf aufgewärmt und es entstand ein Glühwein, der nach einer gewissen Veredelung gut trinkbar war. „Pökel aufgießen“ hieß also, daß bei jeder vollendeten Fleischschicht die Nachbarn ein Glas Glühwein sich zu Gemüte führten. Bis so ein Faß gefüllt war, gab es viele Schichten. Und so wurde oftmals das Einpökeln eine fröhliche Angelegenheit. Und ich weiß noch, daß die Nachbarn bei ihrer Arbeit Zuschauer wenig schätzten. Wenn ich dann doch zufällig in den Keller geriet, dann wurde ganz schnell ein Grund gefunden, mich wieder aus dem Keller zu lotsen.

Ich entsinne mich nicht, daß zum Schlachttag nicht Großvater und Tante Anna vom Nonnenhof kamen, mit Pferd und Wagen.

Wintertage wurden natürlich auch genutzt, um die Sielengeschirre der Pferde durchzusehen und zu reparieren, wenn es nötig war. Nötig war es allerdings immer, und manchmal mußten sogar ganze Bruststücke ersetzt werden. Vater kaufte immer eine ganze gegerbte Kuhhaut, aus der Ersatzstücke herausgeschnitten werden konnten. In unserem Haus befand sich eine spezielle Sattlerbank mit einer Vorrichtung, in die das reparaturbedürftige Stück eingespannt und bearbeitet werden konnte. Gerne habe ich bei den Sattlerarbeiten zugesehen. Ich sah, wie das Sattler-Garn, bevor es gebraucht wurde, zuerst eingepecht wurde, damit es haltbar blieb. Ich sah auch zu, wie mit dem Doppelfaden das Leder genäht wurde. Das alles ist mir später zugute gekommen in der schlechten Zeit, als ich die Schuhe reparieren mußte, wenn wir überhaupt welche hatten.

Vor dem Krieg kam für einige Tage im Winter der Sattler Fieguth zu uns. Er war der Bruder unseres Feld-Nachbarn Gustav Fieguth/Kunzendorf. Der Sattler Fieguth war taubstumm und sein Reden war immer nur ein Lallen. Das machte ihn mir etwas unheimlich, obwohl er kinderlieb war. Weil Fieguth ein Handwerker war – und dazu noch mennonitisch – aß er bei den Mahlzeiten mit uns zusammen in der Wohnstube. Aber die Unterhaltungen mit ihm waren schwierig.

Später im Krieg, durften die polnischen Saisonarbeiter zum Winter nicht mehr nach Hause in ihre Heimat fahren. Unter ihnen befanden sich geschickte Leute, die handwerklich begabt waren. Einer unter ihnen war Stefan, der im Sommer beim Dreschen der Maschinist war, aber im Winter betätigte er sich zeitweise mit Sattler-Arbeiten. Dann brauchte Herr Fieguth nicht mehr zu uns zu kommen.

Ein anderer Pole war Tadeus, der von Beruf Gärtner war. Der hatte die Fähigkeit und das Geschick Körbe zu flechten. Es waren die feinsten Sachen, die er herstellen konnte, sogar kleine Korbsessel, die unser kleiner Bruder Volkmar benutzt hat. Das Rohmaterial waren die Weidenruten. Die gab es bei uns zuhauf und sie wuchsen an den Grabenkanten. Auch Tadeus habe ich bei der Arbeit zugeschaut. Ich weiß nun zwar, wie ein Korb entsteht, aber ich habe mich später an diese Arbeit nicht herangetraut.

Während der Sattler jeweils die Sattlerbank im Hinterhaus aufstellte, hatte Tadeus seinen Arbeitsplatz auf dem breiten Stallgang hinter den Kühen. Dort war es hell und warm.

Überhaupt war es ein gutes Gefühl, das man verspürte, wenn man im Winter zwischen den Fütterungszeiten durch den Stall ging, der durch die vielen Tierleiber wohlrig erwärmt war. Es war so vieles zu beobachten. Die Kühe lagen friedlich da und sie kauten ruhig wieder. Man konnte es sehen, wie die Kühe das Wiedergekaute herunterschluckten und anderes wieder aus dem Magen hochrülpten zum Wiederkauen. Und während die meisten Kühe lagen, haben die Pferde gestanden.



Wohnhaus und Stall

Selten nur legt sich ein Pferd hin, und wenn, dann meist nur zur Nachtzeit. Und das Pferd schnaubt leise, wenn vielleicht eine Katze an ihm vorbeischleicht. Der Bulle aber brummt leise und das Gebrumm schwillt an, wenn er etwas Ungewohntes wahrnimmt. Immerhin fühlt sich der Bulle als Herr der Herde und für sie verantwortlich. Am empfindlichsten aber sind die Schweine und man macht keinen Fehler, wenn man sie

schweigend betrachtet und beschaut. Sobald man aber an die Trog-Klappe kommt und sie berührt, macht sich bei den Schweinen sofort ihr Hungergefühl stark bemerkbar und sie fangen laut an zu schreien und sie machen damit den ganzen Stall rebellisch.

Ich mochte es gerne, das Vieh zu beobachten. Gegen Ende des Krieges hatten wir auch einige Schafe im Stall, denn nur im Umtausch gegen Rohwolle bekam Mutter einen Bezugsschein für Strickwolle. Ähnlich war es auch bei Schuhen. Am Schlachttag wurde den Schweinen die ganze Haut abgezogen. Gegen Ablieferung dieser Haut erhielten wir einen Bezugsschein für ein Paar Schuhe.

Immer war etwas zu tun auf einem Bauernhof im Winter. Und die Wintertage sind nicht lang. Schon um 4 Uhr nachmittags war Feierabend. Nur der Melker hatte danach noch einige Arbeiten zu verrichten. Übrigens wurde es immer so eingerichtet, daß alle Kühe im Januar oder Februar kalbten, - also im Stall. Auf jeden Fall mußten alle Kühe gekalbt haben, wenn es im Mai auf die Weide ging.

An Vieles kann ich mich erinnern, - so daß ich heute Vieles aufschreiben kann, was ich in meiner Kindheit erlebte. Ich kann mich aber nicht daran erinnern, daß die langen Winterabende langweilig gewesen wären, obwohl es doch noch sehr lange dauerte, bis es einen Fernsehapparat gab. Keiner dachte damals daran, daß es so etwas einmal geben könnte. Noch nicht einmal ein Radio befand sich in der Stube. Das allerdings fand bereits nach Beginn des sogenannten „Rußlandfeldzuges“ seinen Einzug in unserem Hause. Und weil es in Gnojau keinen elektrischen Strom gab – auch nicht bis zum Beginn unserer Flucht aus der Heimat – wurde dies Radio mit einem Akku betrieben und mit einer Batterie.

Wir haben an den Winterabenden mit den Eltern Gesellschaftsspiele gespielt. „Mensch ärgere Dich nicht“ war ein beliebtes Spiel, aber auch „Halma“ und „Dame“. Interessant war auch, den Eltern

zuzusehen beim Schachspiel. Vater kniete dabei mit Vorliebe auf dem Stuhl und manchmal steckte er sich über dem Zylinder der Petroleumlampe eine Zigarette an. Mutter schimpfte dann immer, weil sie es lieber sah, wenn Vater zum Anstecken der Zigarette ein Streichholz nahm. Dann wurde auch der Zylinder nicht rußig.

Mindestens einmal in der Woche wurden sämtliche Petroleumlampen gereinigt und geputzt. Das konnte nicht jeder und meistens hat es unsere Wlatka getan, ein altes Mädchen, daß insgesamt 17 Jahre in Mutters Haushalt gearbeitet hat. Das Putzen der Lampen wurde im Hinterhaus gemacht. Es gab verschiedene Arten von Lampen, - zuerst die Zimmerlampen, die noch einen Lampenschirm hatten, dann die Küchenlampen, die keinen Schirm hatten und dann waren da noch die Sturm-Laternen, die im Stall benutzt wurden. Man konnte sie auch auf gut dem Hof benutzen, wenn man ihn überquerte und zur Wagen-Remise gehen wollte. Sie wurden nicht so schnell vom Wind ausgeblasen.

Oft kam nach Feierabend auch Besuch. Es waren Nachbarn. Und manchmal spielten die Nachbarn miteinander einen Skat, ein Kartenspiel. Auch da habe ich gerne dabei gesessen und gelauscht, wie sie sich untereinander unterhielten. Alle möglichen Themen kamen zur Sprache. Und ich bekam mit, daß auf einen zehntel Pfennig gespielt wurde. Das machte das Spiel interessanter, aber es war nicht dazu geeignet, reich zu werden. Ich denke, daß keiner mehr als höchstens eine Mark verlieren konnte an einem Abend.

Aber auch wir fuhren weg zu anderen. Dann fuhren wir aber schon am Tage los, so daß wir zum Kaffeetrinken irgendwo ankamen. Und natürlich wurden, wenn es viel Schnee gegeben hatte, die Pferde nicht vor einen Wagen, sondern vor einen Schlitten gespannt. Wenn wir durch die Dörfer kamen, dann versuchten sich Kinder mit ihren Rodelschlitten anzuhängen, um ein Stück Weges mitgenommen zu werden. Immer wurde den Pferden bei einer Schlittenfahrt Glocken angeschnallt. Sie wurden an den Sielengeschirren befestigt. Es gab Glocken mit dunklem und mit hellem Klang. Wenn vor einen Schlitten zwei Pferde gespannt waren, dann hatte jedes Pferd an seiner Außenseite eine Glocke hängen.

Wenn ich Ferien hatte, erbat ich mir von Vater, - später von der Mutter-, ein Pferd, das ich allein vor meinen Rodelschlitten spannte. Natürlich hatte das Pferd auch dann eine Glocke am Sielengeschirr. Und ich rodelte ins Dorf. Manchmal erwarteten mich schon meine Altersgenossen mit ihren eigenen Rodelschlitten und wir bildeten eine Kette, bis zu zehn Rodelschlitten hintereinander, - und wir rodelten so bis ins nächste oder übernächste Dorf. Am begehrtesten war der hinterste Schlitten, denn auf dem konnte man so schön schleudern.

Mein Bruder Ortwin und ich sind manchmal an Nachmittagen mit dem Rodelschlitten zu Nachbar Friesens gefahren. Wir wußten, daß der alte Ohm Gustav Friesen gerne „Mensch ärgere Dich nicht“ spielte, weil er sich so einsam fühlte. Er hatte offene Beine und war deswegen Gehbehindert.

Auf jedem Bauernhof gab es einen „Wolm“. Das war eine Anbindevorrichtung für die Pferde. Es waren meist zwei Pfosten, die durch eine starke Eisenstange oder durch ein Eisenrohr verbunden waren.

Natürlich gab es so etwas auch bei Friesens und wir banden unseren „Gelben“, so hieß das Pferd, hier an. Wir hatten auch eine Pferdedecke dabei, mit der wir den „Gelben“ bedeckten.

Wir amüsierten uns mit dem Ohm Friesen und mit dem Spiel, - und als es anfang dunkel zu werden, wollten wir wieder zur Heimfahrt aufbrechen. Wir schauten durchs Fenster und wir stellten mit Schrecken fest, daß unser „Gelber“ mit dem Rodelschlitten nicht mehr dort stand, wo er stehen

sollte. Wir riefen zu Hause an. Mutter sah aus dem Fenster, - und siehe da: Der „Gelbe“ stand vor der Stalltür und wollte eingelassen werden. Dafür sorgte Mutter dann auch, - aber wir beide, Ortwin und ich, mußten nun zu Fuß den 1 ½ km langen Rückweg durch den Schnee zurücklegen. Es kam niemand uns abzuholen.

Das Werder war eben und flach. Es gab keine natürlichen Rodelmöglichkeiten, - keinen Hügel und schon gar nicht einen Berg. Vater muß wohl mal besonders gut aufgelegt gewesen sein, denn er spannte einmal an einem sonnigen Tag zwei Pferde vor den großen Personenschlitten, lud uns und die Rodelschlitten auf und wir fuhren über Marienburg nach Neuhakenberg. Das war eine Stelle mit einem Berg, an dessen Fuß sich ein zugefrorener See befand. Aber auf dem Berg befand sich auch eine Gaststätte in der man etwas Warmes essen und trinken konnte. Neuhakenberg war bekannt als der Ort, wo man gut von einem Berg herunterrodeln konnte. Wir haben diese Gelegenheit weidlich ausgenutzt. Zum Abend fuhren wir natürlich wieder nach Hause. An diesem Tag haben die Pferde etwa 40 km zurückgelegt, hin und zurück.

Wenn wir im Werder eine Schneelandschaft hatten, dann sah man auch keinen Graben mehr. Ich habe dann manchmal im Graben eine Schneeburg gebaut. Ich grub ein tiefes Loch, legte Holz und Reisig darüber und zum Schluß schippte ich Schnee darauf. Es handelte sich hierbei eher um ein Iglu als um eine Burg. Aber aus der Ferne war nichts zu sehen und zu erkennen. Und ich habe manchmal längere Zeit in diesem Iglu gesessen, weil es hier auch wärmer war als draußen.

Einmal hatten meine Altersgenossen von Simonsdorf mitbekommen, was ich gebaut hatte. Eines Tages kamen sie, um das Gebäude zu zerstören. Ich konnte es nicht verteidigen, weil ich nicht zu Hause war und als ich kam, sah ich die Bescherung.



Das Wohnhaus von der Gartenseite

Von alters her wird in unseren Breiten das Weihnachtsfest auch im Winter gefeiert. Lange vorher schon begannen die Vorbereitungen. Lange vorher schon begann das ganze Haus nach Pfefferkuchen zu riechen. Viel davon mußte an viele Menschen verteilt werden. Die Instleute, die Deputanten, holten am Heiligen Abend einen großen Korb voller Gebäck und Äpfel aus dem Hinterhaus ab. Die Körbe waren von Mutter vorher beschickt worden, auch mit

Textilien und kleinen Geschenken für die Kinder. Durchs Fenster habe ich manchmal beobachtet, wie die Instleute, mit den Körben auf dem Rücken die Straße entlang und hintereinander ihren Familien zustrebten.

Wir Kinder mußten zu Weihnachten immer ein Gedicht aufsagen lernen und schließlich auch vortragen, zuerst bei uns vor den Eltern und dann, an einem Weihnachtsfeiertag, vor dem Großvater auf dem Nonnenhof. Dort trafen sich alljährlich alle Nachkommen des Großvaters.

Immer sind wir irgendwie hingekommen, - entweder mit dem Wagen oder mit dem Schlitten. Ich entsinne mich nicht, daß Wegeverhältnisse eine besondere Rolle spielten bei der Überlegung, ob irgend wohin gefahren werden sollte oder nicht. Auch erinnere ich mich nicht, daß ich auch nur an einem einzigen Tag nicht nach Simonsdorf gegangen bin, zuerst in die Volksschule und dann zum Bahnhof, von wo aus ich mit der Eisenbahn zur Marienburger Schule fuhr. Immer bin ich diesen Weg zu Fuß gegangen, bei jedem Wind und Wetter und im Winter hat es manchmal „gestiemt“ (Schneesturm) und es waren hohe „Schanzen“ (Schneewehen) zu überwinden.

Natürlich war ein Winter strenger als der andere. Ein ganz besonders strenger Winter muß im Jahre 1888 gewesen sein, - in dem Winter vor der großen und letzten Überschwemmung, verursacht durch den Dambruch bei Halbstadt an der Nogat Mein Großonkel Cornelius Driedger/Kl. Heubuden hat in seinen Aufzeichnungen davon berichtet:

„ Das war ein schlimmer Winter. Schon vor Weihnachten gab es großen Schneesturm, - dann noch einmal nach Neujahr. Danach gab es nur wenig Schnee. Am 19. Februar hatte mein Bruder Julius Verlobung in Altenau. Es war damals gute Schlittbahn. Einige Tage später ging es los. Fast jeden Tag schneite es. Dann taute es wieder und der Schnee drückte fest zusammen. Dann schneite es wieder tagelang. Ich habe seitdem nie wieder solch einen dichten Schneefall erlebt. Die Schlittenbahnen wurden immer höher, da die alten Bahnen festgefahren wurden und wieder vollwehten. Es wehten Schanzen auf, so daß die Pferde mit den Köpfen hineinrannten. Schließlich hörte der Verkehr auf. Zweispännig fahren war unmöglich, da die Pferde so drängten, daß sie schäumten. Wurde ein Pferd von der Bahn gedrängt, so versank es im Schnee. Es mußte ausgespannt werden und mit viel Mühe auf die Bahn gebracht werden. Der Schnee wurde oft mit Pferden niedergeritten. Doch das half nur wenig. Die Eisenbahn fuhr oft tagelang nicht. Die Strecke wurde freigeschaufelt und der Schnee zur Seite geworfen. Dann wehte die Stelle wieder zu und es war schlimmer als vorher. Am 9. März starb der alte Wilhelm I.. Die Menschen waren entsetzt und standen und heulten. Ich ging damals das letzte Jahr zur Schule. Ich machte den Weg im Schnee zu Fuß. Für mich allein lohnte es nicht zu fahren. Früher, als meine Schwestern noch zur Schule gingen, wurde bei Schnee immer gefahren. Wenn ich aus der Schule kam, ging ich gleich durch den Garten. Vom Zaun gab es schon lange keine Spur. Zwischen den Kirschbäumen ging ich hindurch wie durch Sträucher. Auf den Wegen war die Bahn in gleicher Höhe mit den Weiden-Köpfen. - Wenn ich nun dieses schreibe, werdet Ihr denken: „Der trägt ein bißchen stark auf!“

Es war aber tatsächlich so. ...Die Hochzeit von Julius war am 20. April, im schönsten Dreck. Hasen und Rebhühner waren fast alle erfroren und verhungert. Am 25. März riß der Damm bei Jonasdorf. Die Nogat war damals nicht abgeschlossen und die Weichsel noch nicht reguliert. Die Nogatschleuse wurde 1912 gebaut. Die Eisbrecher waren nur bis Dirschau gekommen. Sie brachen nur in der Mitte eine Rinne und da es immer wieder Frost und Schnee gab, mußten sie wieder zurück, damit sie nicht einfroren. Später wurde an beiden Seiten gebrochen und das Eis schwamm von selbst fort. Die Leute im Danziger Werder hintertrieben das Eisbrechen, nur bis Dirschau und für weiteres Aufbrechen hatten sie kein Interesse; im Gegenteil, - sie fühlten sich sicherer. Nun fing es an der oberen Weichsel an zu tauen und bei uns froh es noch immer mächtig. - An Palmsonntag waren wir zur Kirche gefahren. Da kam die Nachricht, daß das Wasser bei Kalthof über den Damm lief. Die Weichsel war bei Dirschau zugestopft und Wasser und Eis lief die Nogat entlang. Unten stopfte die Nogat zu und nun mußte das Wasser entweder ins Kleine oder ins Große Werder. In Marienburg war das Denkmal vom Alten Fritz bis zu seinen Füßen im Wasser. Herr Andres, Sandhof, saß mit seiner Familie auf dem Dach seines Hauses. Es kamen Pioniere mit ihren Kähnen, die die Leute in Sandhof und im Kleinen Werder

retteten. Viel Vieh ertrank, - Menschen keine oder nur ganz wenige. Wir machten in Heubuden und Gnojau alles bereit für den Dambruch. Gegen Abend kam die Nachricht vom Dambruch in Jonasdorf. Nun waren wir entlastet. Bei Wernersdorf und Halbstadt hatte es schlimm ausgesehen. Die Dämme hätten keine Stunde mehr gehalten. Wenn es nicht so gefroren hätte, dann hätten sie nicht gehalten. Man kann sich kein Bild von der Katastrophe machen. Die Straßen waren hoch mit Schnee bedeckt und trotzdem war soviel Wasser gekommen, daß das Eis bis dahin getrieben war. Nun fing es auch bei uns an zu tauen. Und da gab es Wasser! Der Kahn wurde geholt und nun wurde gerudert. Bei uns war das Wasser nicht im Keller, aber in Gnojau (meinem Elternhaus) war es. Das Wintergetreide war erfroren. Erst am 28. April konnten wir auf dem hohen Land anfangen zu säen.“

So viel aus den Aufzeichnungen meines Großonkels.

Solche extremen Winter habe ich im Werder nicht erlebt. Dazu habe ich nicht lange genug dort gelebt.

Als es die modernen Entwässerungswerke noch nicht gab, also etwa vor dem Jahre 1928, gab es in meiner Heimat, im Werder, noch viele Schlittschuh-Laufmöglichkeiten. Ich weiß noch, daß Großvater Julius Driedger erzählte, daß sie auf Schlittschuhen in Gnojau am Morgen gestartet seien, um an einem Tag bis zum Frischen Haff und wieder zurückzulaufen. Die Gräben waren voller Wasser und sie bildeten bei Frost eine ideale Eisfläche.

Zu Großvaters Zeiten benutzte man zum Schlittschuh-Lauf eine Pike, mit der man sich beim Laufen noch abstoßen konnte. Ich habe auf dem Speicher meines Elternhauses solche Piken vorgefunden. Die Schlittschuhe hatten ein hölzernes Fußbett und die Gleitschiene war vorne nach oben gebogen.

Auch meine Mutter ist als Kind schon mit Schlittschuhen gelaufen. Irgendwann hatte Mutter mir ihre alten Schlittschuhe zu Weihnachten geschenkt. Die Haupthalterung befand sich an den Schuhabsätzen. Die Folge war, daß ich manchmal ohne Schuhabsätze nach Hause gekommen bin. Großvaters Schlittschuhe wurden mit Riemen angeschnallt. Durch sie wurden die Schuhe mehr geschont.

Später habe ich von meinen Eltern ganz moderne Schlittschuhe bekommen, die sogar einen Hohlschliff hatten. Aber ich hatte lange nicht mehr so gute Schlittschuh-Laufmöglichkeiten wie mein Großvater. Es war schon gar nicht mehr möglich, so einfach bis zum Frischen Haff zu kommen, denn die Gräben hatten nicht mehr so viel Wasser, auf der eine gute Eisfläche entstehen konnte. Im erreichbaren Umkreis meines Elternhauses gab es nur eine Stelle, auf der wir uns zum Schlittschuhlaufen versammeln konnten, und das war am Eisenbahner-Häuschen zwischen Simonsdorf und Gnojau. Hier war die Stelle sogar so groß, daß wir Eis-Hockey spielen konnten. Und das Besondere war, daß ein Teil dieser Eisfläche mittels einer Brücke von der Eisenbahn überquert wurde. Es war schon interessant zu erleben, wenn über uns die D-Züge hinwegdonnerten. Nur mußten wir damit rechnen, daß ein glühendes Kohlenstück aus Eis fiel und daß wir davon getroffen werden. Denn damals gab es noch keine Diesel- oder E-Locks, sie wurden mit Kohlen beheizt.

Nein, langweilig ist die Winterzeit auf meinem elterlichen Hof im Werder nicht gewesen. Es gibt so vieles, an das ich mich heute noch erinnern kann.

1937 bis 1987: Erinnerungen aus 50 Lebensjahren

von Egon Klaaßen
Teil 1

1939 – Der Krieg zeichnete sich ab, der Kriegsbeginn am 1. September kam nicht überraschend. Ab Anfang August schleuste die Deutsche Wehrmacht in Ostpreußen ausgebildete Soldaten in den Freistaat Danzig, das Ziel waren die Kasernen in Danzig in der Weidengasse und in Danzig-Langfuhr. Als Sportgruppe oder Gesangsverein passierten sie den Grenzübergang Marienburg/Kalthof, natürlich in Zivilkleidung. Freiwillig hatten sie sich zur Wehrmacht gemeldet, um nicht zum Arbeitsdienst gezogen zu werden, der auch im Freistaat als Pflichtbestandteil der NS-Regierung eingerichtet worden war.

Aus meinem Verwandten- und Bekanntenkreis waren das Bauernsöhne, die in Ostpreußen in den Städten Insterburg und Gumbinnen kaserniert waren; hier standen die Truppenübungsplätze der Kavallerie und der bespannten Artillerie. – Die Jungbauern verblieben also beim erlernten Umgang mit Pferden.

Eine weitere Maßnahme bezeichnete die brenzlige Situation: am Ende der Sommerferien blieben Schulen geschlossen. Definitiv kann ich diese Angabe festlegen für die Volksschule Klein Lichtenau, für weitere Schulen in der Nähe unseres Dorfes, für die Landwirtschaftsschule in Marienburg und für die Knaben-Mittelschule in Danzig-Langfuhr.

Juni/Juli 1939: Täglich erhielten in unseren Dörfern die polnischen Saisonarbeiterinnen Telegramme: Mutter schwer erkrankt, du musst sofort nach Hause kommen! Oder: Opa liegt im Sterben, du musst sofort kommen! Aber auch die polnischen Männer fanden gute Gründe, den Freistaat zu verlassen.

Ich schätze, die 17 Landwirtschaften und Gärtnereien in Klein Lichtenau beschäftigten etwa 100 polnische Saisonarbeiter und genausoviel Telegramme hatte der Landbriefträger zuzustellen, was er zeitlich nicht schaffte und erst mit der nächsten Postzustellung den Adressaten das Telegramm übergab. – Natürlich ließen die Bauern die Saisonarbeiter nach Hause fahren. Gespräche nach dem Krieg im Westen Deutschlands: Wenn im Kreis der Verwandten oder mit Bekannten aus dem Werder über diese damalige Situation gesprochen wurde, konnte der Unkundige (1939 war ich 12 Jahre alt) vernehmen, dass die Abreise der polnischen Arbeiter beiden Seiten Sicherheit gebracht hat, sechs Kilometer von der Grenze zu Polen entfernt! Wer konnte den Verlauf der ersten Kriegstage einschätzen? Deutscherseits: Sind die Polen auf unseren Höfen bewaffnet? Aus der Sicht der Polen wahrscheinlich die Überlegung: Was geschieht mit uns Ausländern beim Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in den Freistaat Danzig? Einigkeit bestand auch im Nachhinein bei Vater, Onkel und Bekannten: Die Abreise der Polen war richtig, trotz des Arbeitskräftemangels in der Getreideernte 1939.

Wenige Wochen nach Kriegsbeginn waren die polnischen Mädchen wieder da. Sie kamen freiwillig, nun als Volksdeutsche (bei deutscher Abstammung) oder mit dem „P“ auf der Kleidung. Die Männer kamen nicht wieder. Von den Mädchen war zu hören, dass sie nach ihrer Heimkehr zum polnischen Militär gezogen worden waren. Aber auch die deutschen männlichen Landarbeiter im wehrpflichtigen Alter fehlten bald auf den Höfen, sofort nach Kriegsbeginn holte sie die Deutsche Wehrmacht. Die so entstandene Lücke wurde durch kriegsgefangene Soldaten der damaligen Kriegsgegner geschlossen. Auf unserem Hof waren keine, wir hatten drei zivilgefangene Polen bekommen. Sie trugen das „P“ auf der Kleidung, hatten volle Bewegungsfreiheit, eine Bewachung gab es nicht.

Es kamen nicht alle Mädchen zurück! Obwohl fast alle polnischen Saisonarbeiter der katholischen Konfession angehörten, gab es einige Ausnahmen. In meinem Elternhaus hatten wir zwei evangelische Hausmädchen. Emma Zimmer war die Köchin, und ihre Schwester Olga das Zimmermädchen. – Heute geschätzt waren sie 1939 35 bis 40 Jahre alt. 1920, nach der

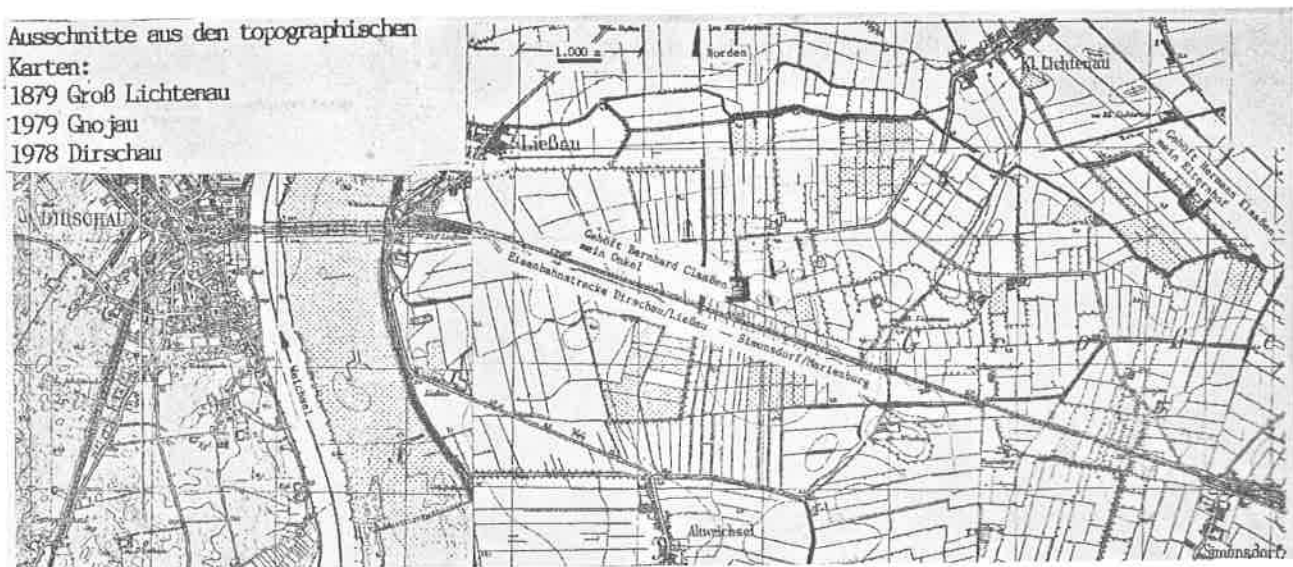
Konstituierung des Polnischen Korridors, entschied sich Familie Zimmer, in ihrer angestammten Heimat in der Stadt Bromberg zu bleiben. Sie optierte für Polen, erfüllte so die Bedingung, um in der nun polnischen Stadt Bydgosz/Bromberg ihren Wohnsitz zu behalten. Wenige Tage vor Kriegsbeginn baten die Schwestern um Urlaub, sie wollten ihren Eltern in der erkennbar unsicheren Zukunft beistehen.

Der 3. September 1939 wurde zum Blutsonntag – so hat es die damalige Politik formuliert – von Bromberg. Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen soll das polnische Militär alles vernichtet haben, was ursprünglich deutsch war. Was immer auch geschehen ist: Emma und Olga Zimmer haben sich nicht mehr gemeldet. Sicher ist: Wenn sie das Kriegsgeschehen überlebt hätten, sie hätten sich gemeldet.

Erster September 1939, 4:45 Uhr

Mein Vater weckte mich: wir haben Krieg!

Raus aus dem Bett, hinein in die Hose, hinaus auf den Hofplatz! Hier hatten sich die Männer versammelt, standen wortlos mit Blickrichtung Dirschau. Die Distanz von acht Kilometern war überschaubar, kein Hügel oder Wäldchen versperrte den Blick über das flache Land. Und Dirschau qualmte!



Dann ohrenbetäubender Motorenlärm in der Luft. In sehr kurzen Zeitabständen brausten Junker- und Heinkelmaschinen in sehr niedriger Höhe entlang der Bahnstrecke Marienburg/Dirschau, luden in oder bei Dirschau ihre Fracht ab, machten eine Rechtskurve, blieben also über Freistaatgebiet, gerieten dann aus dem Blickfeld in Richtung ostpreussisches Reichsgebiet.

Gegen sechs Uhr konnten wir vom Hof aus erkennen, dass auf der Bahnstrecke Marienburg-Dirschau ein Panzerzug der Deutschen Wehrmacht in Richtung Dirschau fuhr bei sehr langsamer Geschwindigkeit; von unserem Grundstück gut sichtbar. Die Entfernung betrug ja auch nur zwei Kilometer und das Fernglas hatte seit einer Stunde seinen festen Platz vor meinen Augen.

Minuten später dann eine gewaltige Explosion! Jetzt klirrten nicht nur die Fensterscheiben, etliche Scheiben gingen zu Bruch. Was war geschehen? Später hörten wir, dass das polnische Militär die Weichselbrücken gesprengt hatte. Teile beider Brücken – die der Eisenbahn- und die der Straßenbrücke – brachen ein und schlugen auf die Außendeichwiesen der Liebauer Uferseite. Mit der Sprengung hatte Polen die Sicherheit, dass hier weder der Panzerzug noch Panzerverbände über die Weichsel Polen erreichen konnten.

Der Panzerzug machte Halt, und zwar genau am Grundstück meines Onkels Bernhard Claassen, 200 Meter von den Gebäuden seiner Landwirtschaft entfernt.

Für die Familien wurde es brenzlich, knapp zwei Kilometer von der polnischen Grenze entfernt! Kein Mensch konnte voraussehen, wie sich die Kampfhandlungen zwischen Polen und Deutschland ausweiten würden in den ersten Stunden des Krieges.

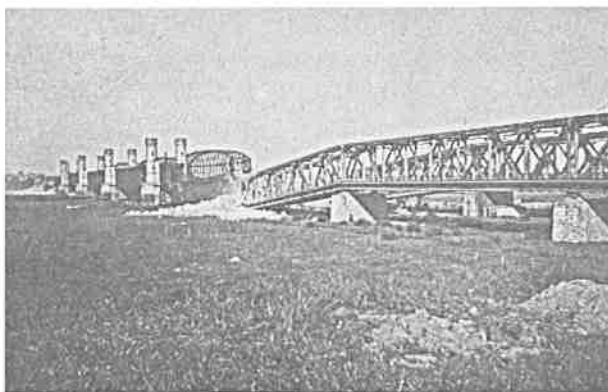
Mein Onkel ließ einen Wagen anspannen, mein Vetter Erich brachte seine Mutter, seine Schwester, die Frauen der beiden Instmänner mit ihren kleinen Kindern zu uns. Nun, sechs Kilometer vom Kampfgebiet entfernt, fühlten sie sich etwas sicherer.

Zu den Bomberverbänden, die während des ganzen Tages unser Gebiet überflogen, setzte ab der Mittagszeit Artilleriebeschuss ein. Westlich des Dorfes Klein Lichtenau, direkt hinter dem Hof von Ernst Jansson, war eine Batterie (vier 8,8 Geschütze) in Stellung gegangen und beschoss von hier aus Ziele in Polen, in und um Dirschau.

Gegen Abend stellte die Deutsche Wehrmacht die Bombenangriffe und das Artilleriefeuer ein.

Natürlich blieb an diesem Tag das Radio eingeschaltet. Berichte, vom Landessender Danzig ausgestrahlt, und Übertragungen vom Reichssender Berlin gab es fast ohne Unterbrechung. In den Wehrmachtsberichten wurde der Bevölkerung mitgeteilt, dass die deutschen Truppen in ganz Polen einmarschiert seien und das polnische Militär kilometerweit zurückgedrängt hätten.

Diese Nachrichten vermittelten unserer Bevölkerung eine derartige Sicherheit, dass noch am Abend des 1. September Vetter Erich mit den Frauen und Kindern in ihre Häuser auf Onkel Bernhards Gehöft zurückfuhren.



Diese Bilder habe ich mit einer Box-Kamera etwa Mitte September 1939 auf der Deichkrone am Ließauer Weichselufer aufgenommen. Das erste Bild zeigt den Anfang der Brücken hinter dem inzwischen abgetragenen Brückenkopf.

Soldaten erzählten, dass zum Zeitpunkt der Sprengung polnische Soldaten den Brückenkopf besetzt hatten; durch die Sprengung aber war ihnen der Rückzug nach Dirschau, also nach Polen, versperrt. Erst beim Abbruch des beschädigten Brückenkopfes ergaben sie sich der Deutschen Wehrmacht; als Zeichen der Kapitulation hielt der erste polnische Soldat ein weißes Hemd in den erhobenen Händen.

Das zweite Bild zeigt die Auswirkung der Sprengung der südlichen Brücke, die nördliche Brücke ist auf gleicher Höhe gesprengt worden.

Nach den ersten Kriegstagen wich die Unruhe in den grenznahen Dörfern. Im Rundfunk meldeten die Wehrmachtsberichte das schnelle Vorrücken der deutschen Armeen ins Innere Polens. Nach vielleicht einer oder zwei Wochen wurde der Schulunterricht wieder aufgenommen. Die Danziger Gulden-Währung wurde sofort aufgelöst, die Reichsmark-Währung eingeführt.

Es wurde – und das war für meine Eltern- und Großelterngeneration besonders wichtig – die Staatsangehörigkeit ‚Freie Stadt Danzig‘ abgeschafft: Wir waren wieder ‚Reichsdeutsche‘! Meine Eltern- und Großelterngeneration hat die Staatsangehörigkeit Freie Stadt Danzig nie gemocht. In der Tageszeitung ‚Der Danziger Vorposten‘ stand unter dem Namen der Zeitung – und das täglich – „Heim ins Reich – gegen vertragliche Willkür“. – Ich habe Gespräche noch im Ohr: Ganz ohne Volksabstimmung hat man uns (1920) vom Reich abgetrennt! (Im Gegensatz zu ostpreußischen Gebieten, hier hatten die Siegermächte die Volksabstimmung angeordnet; das Ergebnis: Nicht *ein* Gebiet hat mehrheitlich für Polen optiert. Im Ganzen gesehen entschied die Bevölkerung zu 96 Prozent, deutsch zu bleiben.

Hitlerjugend

1936 erklärte die Reichsführung das Gesetz, das die Hitlerjugend zur Staatsjugend machte (die NS-Formation Hitlerjugend gab es bereits Jahre davor).

Die Teilnahme am HJ-Dienst wurde für Jungen und Mädchen ab dem zehnten Lebensjahr Pflicht.

Im Freistaat Danzig bestand die Dienstpflicht nicht, diese wurde am 24. April 1940 eingeführt.

1937, im Alter von zehn Jahren, trat ich dem Deutschen Jungvolk bei. Freiwillig und gern habe ich an den Diensten teilgenommen.

Außerdem hatte für mich der Jungvolkdienst einen willkommenen Nebeneffekt: Nun kam ich auch nachmittags mit gleichaltrigen Jungen aus dem Dorf zusammen, das war vor dem zehnten Lebensjahr und bei der Entfernung von zweieinhalb Kilometern von meinem Elterngehöft bis zum Dorf ausgeschlossen.

Aus den ersten drei Jungvolk Jahren, das heißt bis zum Schulwechsel nach Marienburg, sind mir eigentlich nur Geländespiele in Erinnerung, auch sportliche Wettkämpfe auf dem Schulhof in Klein Lichtenau und Sportfeste im Bereich der Ortsgruppe Groß Lichtenau.

Sicher hat es politische Schulungen gegeben und Abfragestunden parteipolitischer Daten. Dieser ‚theoretische‘ Dienst ist mir nur verschwommen in Erinnerung. Er fand in den Klassenräumen der Schule statt: Pimpfe in den Schulbänken, der Jungvolkführer auf dem Lehrerpodest. Vom räumlichen Rahmen her wird mir dieser Dienstablauf wie ein verlängerter Schulunterricht vorgekommen sein.

1940/1941 war ich in der Landwirtschaftsschule zu Marienburg. Hier haben wir, gemeint sind die sechs Internatsschüler der Schülerpension Jäger, am HJ-Dienst überhaupt nicht teilgenommen, obwohl wir dort ortspolizeilich gemeldet waren: die Meldung war schon für den Bezug von Lebensmittelkarten erforderlich. Wir wurden auch nicht zur Dienstteilnahme aufgefordert. – Heute überlegt wird es so gewesen sein, dass die Marienburger HJ-Führer gern auf die Bauernsöhne vom Lande verzichtet haben. Zum einen wäre unsere Teilnahme nur ein Gastspiel von einem Jahr Dauer gewesen, die Ferien auch noch ausgenommen, und zum anderen – und das mit Bestimmtheit – wären wir Gastteilnehmer eine unlustige Clique gewesen, mehr Störer und ohne Lust im Stadtverband.

Wir vermissten auch nichts, statt dessen gingen wir nachmittags in die Reit- und Fahrschule, einige machten den Treckerführerschein, sahen uns das Ordensschloß von innen an, gingen in die Stadt und ins Kino.

Nach dem Schuljahr in Marienburg habe ich (vierzehnjährig) dann wieder in Klein Lichtenau am Hitlerjugenddienst teilgenommen.

Ich wollte aber im Jungvolk (zehn- bis vierzehnjährige Jungen) bleiben und nicht von der HJ (vierzehn- bis achtzehnjährige Jungen) übernommen werden, mit der Übernahme einer Führungsaufgabe war dies möglich.

Ich übernahm die Jungenschaft von Klein Lichtenau, bald darauf wurde ich Jungzugführer der Dörfer Klein Lichtenau und Damerau, wenig später Fähnleinführer der Ortsgruppe Groß Lichtenau. Hierzu gehörten die Ortschaften Groß Lichtenau, Klein Lichtenau, Damerau, Parschau, Trappenfelde.

Etwa zum Jahresanfang 1944 übertrug mir mein Vorgesetzter Bannführer Haffner die Leitung des Jungstamms Neuteich, vertretungsweise, weil der bestätigte Jungstammführer, 17jährig, zum Wehrdienst einberufen wurde. Die Besetzung dieser Führungsposition mit einem 16jährigen ergab sich aus der Tatsache, dass Sechzehnjährige die ältesten Anwärter sind, wenn Siebzehnjährige zum Wehrdienst gezogen werden.

Ich habe die Dienstaufsicht sehr gern ausgeführt. Es hat mir Spaß gemacht, mit zehn- bis vierzehnjährigen Jungen Zeltlager und Jugendherbergsaufenthalte durchzuführen oder im Sommer in Bodenwinkel auf der Frischen Nehrung Wassersport und Spiele in der Ostsee oder am Frischen Haff. Dazu gehörte dann auch Lagerfeuerromantik germanischen Ursprungs und Nachtwache, wo es nichts zu bewachen gab. Wir sangen mutige Lieder. Dass das Ganze neben dem jungenhaften Kräftenessen vormilitärische Ausbildung war, wussten wir und wollten es auch so.

Auch aus diesen vier Jahren von 1940 bis 1944 habe ich formalpolitischen Dienstablauf kaum im Gedächtnis, obwohl es diesen dem Zweck entsprechend gegeben hat. Ich führe das darauf zurück, dass wir von der Bannleitung regelmäßig Schulungsmaterial gestellt bekamen, woraus wir ohne eigene Vortragsausarbeitung ‚unsere‘ Ansprachen auswählen konnten, auch Texte für Heimabende und Feierstunden einschließlich der Liedvorschläge.

Aus der Sicht der Bann- und Gebietsleitung (Kreis- und Gauleitung) ergab sich aus der Beistellung des Schulungsmaterials wohl für sie die Sicherheit, dass wir jugendlichen HJ-Führer nicht zuviel unpassende und unverdauliche Eigengedanken den Jungen vortrugen. Hinzu kommt die sicher berechnete Frage, wer von uns überhaupt in der Lage war, inhaltlich und rhetorisch staatspolitisch angestrebte Erziehungsarbeit zu leisten. Solche Überlegungen kommen in späteren Jahren, mit sechzehn geht das nicht.

Für den Gebrauch an Schulen ist 1963 unter dem übergeordneten Titel ‚Zeitgeschichte‘ der Abschnitt „Das Deutsche Reich“ erschienen. Bezeichnend ist hierin die Deutlichkeit, in der Plan und Konsequenz der Öffentlichkeit vorgestellt werden, wie Kinder ab dem zehnten Lebensjahr in den NS-Staat einzubinden waren.

Die Bekanntgabe der Durchführungsbestimmungen geschah nach diesem Buch 1934, die Verkündung des Gesetzes 1936. Aber Jahre davor ist in Hitlers „Mein Kampf“ der Rahmen skizziert, nach welchem wir Jugendlichen zur NS-Weltanschauung hingebildet wurden: fast alles zu missachten, was nicht deutsch ist.

Haffner: Kennengelernt habe ich ihn um die Jahreswende 1943/1944. Damals war er Bannführer im Kreis Großes Werder mit Dienstsitz in Tiegenhof.

Als Soldat wurde Haffner (Geburtsjahrgang 1919) in den ersten Kriegsjahren mehrfach verwundet; bei den Kämpfen um Stalingrad – er gehörte der Danziger 60. Infanteriedivision mot. an – wurde er als Schwerverwundeter aus dem Kessel herausgeflogen. Später bedingt aus dem Wehrdienst entlassen und in seinem Heimatgebiet mit Arbeiten in der Hitlerjugend betraut, wurde er mit der Bannführung im Kreis Großes Werder beauftragt. Ich war ihm direkt unterstellt.

Im Sommer 1944 muss es gewesen sein, als Haffner mit mir ein sehr persönliches Gespräch geführt hat. Hierbei ging es um meine bevorstehende Einberufung zum Wehrdienst. Er, wie beschrieben im Russlandfeldzug schwer verwundet, den Körper durch Granatsplitter voller Narben, was sichtbar wurde, wenn wir in der Ostsee badeten, ein Auge hatte er verloren, die Schädeldecke beschädigt -

von den Erlebnissen aus den Nahkämpfen sicher nicht losgelassen. Haffner, acht Jahre älter als ich, wird Mitte 1944 den Kriegsverlauf realistischer eingeschätzt haben als ich, der die Ankündigung weiterer V-Waffen für bare Münze nahm (V steht für Vergeltungswaffen).

Haffner schlug vor, dass ich mich freiwillig zu einer Eliteformation melden sollte, am besten als Reserveoffiziersbewerber, um den Dienst in der Waffen-SS zu umgehen. (Ab Mitte 1944 zog die SS gemusterte junge Männer ein, zeitlich davor bestand die Waffen-SS aus Freiwilligen.)

Das war mir bekannt, als Haffner mit mir das Gespräch geführt hat. „Wie willst du als Jungstammführer den SS-Werbern klarmachen, dass du dich für die Waffen-SS für nicht geeignet hältst!“

Bis zu diesem Gespräch wäre es mir egal gewesen, in der allgemeinen Wehrmacht oder in der Waffen-SS Soldat zu sein – glaube ich.

Ich weiß nicht mehr, ob Haffner Gründe gegen den Wehrdienst in der Waffen-SS angeführt hat. Es war so, das Haffners dienstliches und außerdienstliches Verhalten mich bewogen hat, das zu tun, was er für richtig hielt.

Ich befolgte seinen Rat, meldete mich sofort freiwillig zur Panzerdivision Hermann Göring. Nach Aufnahmeprüfungen in Königsberg und Breslau wurde ich angenommen und war damit dem Zugriff der Waffen-SS entzogen.

An Haffner habe ich oft denken müssen: Das war beim Reichsarbeitsdienst, als SS-Offiziere (sie nannten sich SS-Führer) ‚geworben‘ haben (im Abschnitt Reichsarbeitsdienst komme ich darauf zurück); im April 1945 im Einsatz gegen die Sowjet-Armee, als wir die unterschiedlichen Handlungsweisen von Soldaten der allgemeinen Wehrmacht und der Waffen-SS mitbekommen haben; am 5. Mai 1945 beim Gang in die Kriegsgefangenschaft und im Kriegsgefangenenlager.



Hanna, *1924 und Otto Haffner, *1919
Am Tage ihrer Diamantenen Hochzeit am 14. Februar 2003

Zu danken hatte und habe ich Haffner für das Gespräch, das er 1944 mit mir geführt hat und das für ihn nicht ganz ungefährlich gewesen ist. Vielleicht hat er mir hierdurch das Leben gerettet, zumindest aber dürfte er mich vor langer Kriegsgefangenschaft bewahrt haben.

6 .September 1991: Meine Frau Ingrid und ich besuchen das Ehepaar Haffner in Bad Kreuznach. Mein Fragen auf dem Tiegenhöfer Treffen 1991 in Damp an der Ostsee brachte mich mit ihm zusammen.

Wehrertüchtigung

15. August 1992: Auf einer Heimreise von Sensburg/Ostprien - Ingrids Geburts- und Wohnort bis zum Fluchtantritt im Januar 1945 -, auf dieser Heimreise machten wir einen Umweg über Nielub.

Wir verließen die Verbindungsstraße Thorn – Posen zwischen Straßburg und Thorn und fuhren über Briesen (heute Wawrzno) nach Nielub.

1944: Zunächst ist zu erklären, wie ein HJ-Junge aus dem Großen Werder in dieses weit entfernte Wehrtüchtigungslager kam, denn das WE-Lager unseres Kreises und damit unseres Bannes 128 lag in unserem Kreisgebiet in Stutthof am Frischen Haff.

Haffner riet davon ab, die Einberufung vom zuständigen WE-Lager abzuwarten. Er sagte „Da wird doch nur geschliffen, ein interessanter Dienst ist in Stutthof nicht zu erwarten!“

Als Bannführer hatte er die Befugnis und stellte zur Auswahl:

Luftwaffen-HJ in Heiligenbeil/Ostprien

Marine-HJ in Pillau/Ostprien

Motor-HJ in Nielub/Danzig-Westprien (von 1920 bis 1939 Polen).

Ich entschied mich für die Motorstaffel und erwarb dort den Führerschein für Motorräder.

Der Besitz des Führerscheins hatte für mich zunächst keine Bedeutung, aber im April 1945 als Kradmelder ersparte er mir den dauernden Fronteinsatz.

Die Ausbildung im WE-Lager hatte infanteristischen Charakter. Das Ausbildungsgelände war der Nieluber Staatsforst südlich vom Dorf Nielub gelegen. Ein Mischwald, zum Teil Sumpfgelände. Am Teichufer und im Teich, im November (!), nackt, das Wasser bis zum Hals und höher, die Knarre überm Kopf hochgehalten, die war am Gegenufer trocken vorzuweisen! Unsere Ausbilder (Unteroffiziere der Wehrmacht) erfanden Kampfsituationen, um uns was beizubringen für den Fronteinsatz. Es ist ihnen gelungen und das war gut so. Tarnen und schleichendes Verhalten im Gelände kann man lernen, im Nahkampf verlängert es das Leben. Aber die sogenannte Wehrtüchtigung beschränkte sich nicht auf Geländedienste, lange Tages- und Nachtmärsche. Erklärend und praktisch angewendet übten die Ausbilder mit uns das Lesen von Messtischblättern und Geländekarten anhand der Maßstäbe und Symbole, den Umgang mit dem Kompass und die Richtungsbestimmung nach den Sternbildern bei sternklarer Nacht. Das Morse-Alphabet mussten wir auswendig aufsagen können.

Zum Führerscheinerwerb, dem eigentlichen Grund meiner Teilnahme in diesem vom Heimatkreis weit entfernten WE-Lager in Nielub: Der Scharführer der Mot-Schar, ein Feldwebel der Deutschen Wehrmacht, im Zivilberuf Fahrlehrer, hatte mit uns 16 Jungen keine Schwierigkeiten, denn wir Teilnehmer am Fahrschulunterricht hatten uns hierher gemeldet und waren bedacht, den Führerschein zu erwerben.

15. August 1992: Die Straße von Nielub nach Briesen: In diesem Straßenabschnitt hatten wir den praktischen Fahrunterricht und hier haben wir auch die Fahrprüfung abgelegt.



Ich bin sicher und lege Wert auf die Feststellung, dass auch nach dem letzten, dem sechzehnten Fahrshüler die Bäume noch vollzählig gestanden haben: Nicht wir haben die Bäume abrasiert! Die sind sicher in der Nachkriegszeit beim Verlegen der Starkstromleitung der Sicherheit zum Opfer gefallen.

Reichsarbeitsdienst

Der Geburtsjahrgang 1927 wurde im Jahr 1944 zum Arbeitsdienst eingezogen. Für mich begann im November im Arbeitsdienstlager Graudenz der Dienst. Ziemlich genau weiß ich noch den Entlassungstag, das muss um den 28. Dezember 1944 gewesen sein.

Aus ‚Der Neue Brockhaus, 1941‘: „Ursprünglich bestanden die Aufgaben des RAD (1935 gegründet) in Arbeiten am Boden. An erster Stelle stand die Neulandschaffung an der Nordseeküste, Deichbau, Hochwasserschutz, Forstarbeiten, Behebung von Notständen in der Landwirtschaft; Wehrübungen und Leibeserziehung werden ergänzt durch geistige und seelische Erziehung durch das Gemeinschaftserlebnis und durch politischen Unterricht und Dienstunterricht.“

Mit Kriegsbeginn 1939 kamen auf den RAD andere Aufgaben zu. Im wesentlichen waren das Aufräumarbeiten in von deutschen Truppen eroberten Gebieten.

Als der Geburtsjahrgang 1927 zum RAD gezogen wurde, bestand der Dienst schon längst ausschließlich aus Infanterieausbildung und in einigen Disziplinen der Leichtathletik. Wir sangen zwar noch die für den RAD geschriebenen Lieder, z.B. das Hauptlied: „Wir tragen Beil und Spaten statt Kugel und Gewehr!“, hatten aber das Kleinkalibergewehr auf dem Ast beim Marsch zum Schießstand.

Ganz stark in Erinnerung habe ich den Werbevorgang durch Waffen-SS-Offiziere im RAD-Lager, aber auch ohne die Erinnerungen von Joachim Scholz hätte ich diesen nie vergessen können - zwei Jahre vor mir machte er seinen RAD-Dienst im gleichen Lager, Graudenz; im Prinzip gleichen sich unsere Erinnerungen an die Waffen-SS-Werbung aufs Haar, was die Brutalität betrifft.

Es folgt ein Abdruck aus den Erinnerungen von Joachim Scholz:

August 1942 Ein besonderes Ereignis wurde uns vom Oberstfeldmeister angekündigt: Morgen würden "Männer der Garde des Führers" zu uns kommen, einen Vortrag halten, und wir hätten die große Chance, uns freiwillig zur Waffen-SS zu melden.

Wir alle sahen mit Unbehagen diesem Ereignis entgegen, und dabei konnten wir noch gar nicht ahnen, was wirklich auf uns zukam.

Am nächsten Tag erwartete das Lager die SS-Führer in der Eßbaracke. Und dann lief eine Szene ab, die ich manchmal erzählt habe, um Jüngeren an diesem Beispiel unsere damalige Einstellung zu Deutschland und zum Nationalsozialismus näher zu bringen, aber auch um zu zeigen, daß nicht unbedingt jeder, der eine Uniform der Waffen-SS getragen hat, ein fanatischer Hitleranhänger sein mußte.

Drei höhere SS-Offiziere erschienen. Unser Lagerkommandant stellte sie mit vor Begeisterung heiserer Stimme als die wahren Repräsentanten des heutigen wehrhaften Deutschlands vor. Über eine Stunde folgten dann Erläuterungen, Darstellungen über die Leistungen und die zukünftigen Führungsaufgaben dieser Elite unseres Volkes, die mit einem flammenden Aufruf endeten, sich hier und jetzt freiwillig zur Waffen-SS zu melden.

"Also Männer, Freiwillige vor!" rief der Oberstfeldmeister erwartungsvoll.

Es meldete sich niemand, buchstäblich kein einziger.

"Ich habe gesagt, Freiwillige melden!" schrie der Lagerkommandant mit hochrotem Kopf.

Schweigen, keine Bewegung.

"Alles raustreten!" schrillte es jetzt, und etwa eine halbe Stunde mußten wir im Laufschrift den Appellplatz umrunden. Wieder Eßbaracke, wieder "Wer meldet sich jetzt freiwillig?" Als Arbeitsdienstmann 126 saß ich weit hinten in der Baracke. Da hatte ich es leicht. Schwerer war es für die Großen vorne - die Nummern waren beim ersten Antraten am 8. Juli nach der Größe "verordnet" worden - die den SS-Führern und dem



wutschraubendem Lagerführer direkt, siebzehnjährig, Auge in Auge gegenüberstehen mußten. Zaghaft gingen zwei, drei Hände hoch. Für unseren Lagerführer war das eine Provokation, und nun ging es an jeden Einzelnen heran, "Warum melden Sie sich nicht freiwillig?" Mann um Mann, oder besser gesagt, Junge um Junge.

Einer hatte die Idee: "Weil ich zur Luftwaffe will!" Das war die Rettung, da die SS ja keine eigene Luftwaffe hatte. Und so kam es, daß unsere Arbeitsdienstabteilung sich nur aus Luftwaffenfans zusammensetzen schien. Gerade noch rechtzeitig, bevor unser Oberstfeldmeister, dem die dahinterstehende Absicht natürlich nicht verborgen blieb, explodieren wollte, kam etwa in der Mitte des Raumes ein anderer auf einen neuen Gedanken. Auf die schneidende Frage: "Und Sie?" kam die Antwort "Zur Marine, Herr Oberstfeldmeister!". Und von da an hatte die Luftwaffe eine erhebliche Konkurrenz erhalten - denn eine Marineeinheit hatte die SS ja auch nicht.

Aber auch die Marine nutzte sich schnell ab. Immer näher kam die SS-Abordnung auf mich zu. Gerade noch rechtzeitig fiel mir eine neue Variante ein: "Afrikakorps, Oberstfeldmeister" rief ich begeistert, denn auch auf diesem speziellen und populären Kriegsschauplatz war die SS nicht vertreten. Aber ich hatte das Gefühl, daß wir etwa ab Nummer 100 nicht mehr so interessant waren. Die "Garde des Führers" mußte damals noch anders aussehen, groß und blond - ich aber hatte dazu noch pechschwarze Haare.

Sechs "Freiwilligenmeldungen" waren das Ergebnis. Vielleicht gab es bei anderen Werbeveranstaltungen auch andere Relationen bei der Wahl zwischen Wehrmacht und Waffen-SS - im großen und ganzen dürfte aber dieses Erlebnis bezeichnend gewesen sein.

Joachim Scholz, 1924 in Danzig geboren, hat in seinem ersten Buch „Von Danzig nach Danzig – ein weiter Weg“, die Jahre von 1933 bis 1945 geschildert, die Zeit einer sorglosen Jugend im Freistaat Danzig, bis zum 8. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation, den er wiederum bei seiner Heimatstadt als junger Leutnant in der Weichselniederung erlebte.

In seinen Erinnerungen beschreibt Joachim Scholz, wie sie im Laufschrift auf dem Appellplatz zur Besinnung kommen sollten und dann nach erneutem Antreten in der Ess-Baracke *einzel*n gefragt wurden: Warum melden Sie sich nicht zur SS?

Auch bei uns begann die Werbung mit dem Aufruf des Oberstfeldmeisters: Männer! Freiwillige vortreten!

Ich kann heute nicht sagen, ob und wieviel von uns 17-jährigen Arbeitsdienstmännern vorgetreten sind – richtiger: wie wenig dem Aufruf des Oberstfeldmeisters gefolgt sind. Aber wie es weiterging, das ist nicht zu vergessen: Wir mussten die Essbaracke verlassen und hinter dem Exerzierplatz auf einer Anhöhe antreten. Bei schneidendem Ostwind und ziemlicher Minustemperatur mit Blickrichtung Osten. Nicht wie üblich auf Tuchfühlung – man hätte sich ja gegenseitig wärmen können – und bei vergrößertem Reihenabstand, damit auch ja keiner im Windschatten des Vordermannes zu stehen kam.

So ließ man uns genau eine Stunde stehen. Nicht bei Kommando „Rührt Euch!“, sondern bei Kommando „Stillgestanden!“ Da gab es kein Bewegen oder gar Warmtrampeln!

Die uns kommandierenden Unterführer froren ja auch (war wohl auch so gewollt), obwohl sie hin- und hergehen konnten. Sie machten uns klar: Meldet euch freiwillig, sonst stehen wir heute Abend noch hier!

Dass wir nach dieser Stunde überhaupt noch einen Fuß vor den anderen setzen konnten, ist nur aus der Wut Jugendlicher zu erklären: Die kriegen mich nicht klein!

Wieder in der Essbaracke angetreten, muss sich bald meine In-spe-Zugehörigkeit zur Panzerdivision Hermann Göring herausgestellt haben: ich war fein raus, der Waffen-SS entronnen! Der Ausgang der Werbung ist mir nicht im Gedächtnis.

Darüber hinaus weiß ich von Männern unserer Jahrgänge, die in anderen Gebieten Deutschlands die Werbepaxis der SS-Führer ähnlich erlebt haben. (Die Gespräche wurden nach dem Krieg geführt.)

Die Eltern der Jungen, die zur SS wollten, haben mit Sicherheit das unterschiedliche Frontverhalten von Waffen-SS und der allgemeinen Wehrmacht bedacht, wenn sie ihren Söhne von der Meldung zur Waffen-SS abrieten.

Zu ihrer Meinungsbildung mag ein Beispiel ausschlaggebend sein, ein Gespräch unter Verwandten, das bei uns zu Hause geführt wurde: im Gespräch zwischen Onkel, Tanten und meinen Eltern ging es um die in aller Öffentlichkeit von Waffen-SS-Männern vorgetragene Kampfpraxis, sich nie zu ergeben und auch keine Gefangenen zu machen. Die Männer in dieser Gesprächsrunde, Kriegsteilnehmer im Krieg 1914-1918, erwähnten – sicher nur beiläufig – die Bestimmungen des Versailler Vertrages, der u.a. die Behandlung von Kriegsgefangenen regelt. Ich war Zuhörer, hätte wohl auch nichts beisteuern können. Ich weiß nur noch, dass die diskutierenden Eltern meiner Vettern diesen Teil der SS-Praxis nicht für akzeptabel hielten. Ich halte es für möglich, dass dieses Gespräch bewusst in meiner Gegenwart geführt wurde, um mir ‚die Augen zu öffnen‘!

Diese Vorstellung allein, wie ein solcher Fronteinsatz enden konnte, wird Mütter und Väter bewogen haben, ihren Söhnen zum Militärdienst in der allgemeinen Wehrmacht zu raten.

Die Waffen-SS-Organisation beließ es nicht bei Anwerbungen vor RAD- und Hitlerjugendabteilungen, sie erschien in Schulen und forderte sechzehn- und siebzehnjährige Schüler auf, der Waffen-SS beizutreten. Werbewirksam traten SS-Offiziere mit Fronterfahrung auf, z.T. hoch ausgezeichnet – blutjung: getreu des Führers Wort: Jugend kann nur von Jugend geführt werden! Die SS-Offiziere warben um ‚politische‘ Soldaten! Deutschland brauche keine ‚Landsknechte‘! Überhaupt machten sie Unterschiede zur allgemeinen Wehrmacht deutlich, zum Beispiel an folgender Vorschrift: In der allgemeinen Wehrmacht hatte der Soldat vom ersten Rekrutentag an sein Spind abzuschließen, um Diebstahl unter Kameraden zu erschweren. In der SS dagegen durften Spinde nicht abgeschlossen werden, so die SS-Offiziere: „Kameraden bestehlen sich nicht!“.

Von den feurigen Reden der SS-Offiziere wird mancher Junge sich haben mitreißen lassen und ohne weiteres seine Unterschrift auf das Bewerbungsschreiben gesetzt haben.

In den Archiven (zum Beispiel im Bundesarchiv Koblenz) ist nachzulesen, dass zur Bewerbung der unter Achtzehnjährigen die Unterschrift eines Elternteils erforderlich war. In den letzten Kriegsjahren – auch das ist nachzulesen – konnte der Siebzehnjährige allein entscheiden.

Deutsche Wehrmacht

Die Einberufung erhielt ich am 1. Januar 1945.

Zum Jahreswechsel besuchte ich Familie Reimer in Neukirch. Vetter Hermann hatte Urlaub. Ich blieb zur Nacht dort. Am Neujahrmorgen ritt ich nach Hause, Hermann begleitete mich, ebenfalls zu Pferd.

In Groß Lichtenau sah mich der Postbote Krey, überreichte mir ein Einschreiben. Hermann: Das kann nur die Einberufung sein! – Sie war es! – Postzustellung am Feiertag? – Vielleicht nur Einschreiben mit Absender Wehrbezirkskommando.

Am 3. oder 4. Januar 1945 brachte mich mein Vater nach Simonsdorf zum Zug. Im Grunde begann hier der Militärdienst mit dem Vorzeigen der Einberufung an der Bahnsteigsperrre. Auf dem Papier die Eintragung: Militärreise, der Fahrpreis ist zu stunden!

Der Sammelplatz in Danzig war ein Kasernenhof.

Ein hoher Wehrmachtsoffizier, mit Namen Graf von Zeppelin, hielt vor den Noch-Zivilisten eine Ansprache, kurz und bündig: „Sie werden erwartet! Aber das wissen Sie ja, Sie als Kriegsfreiwillige!“

Mit ‚Ohne-Tritt-Marsch!‘ ging es dann zum Danziger Hauptbahnhof.

Von nun an hatte man sich um nichts zu kümmern: Beim Barras wird alles angeordnet, vom Essenfassen bis zur Pinkelpause.

Im Militärzug ab Danzig ging es dann noch einmal durchs Werder, über Dirschau, Simonsdorf zunächst bis Marienburg. – Im Vorbeifahren zwischen Ließau und Simonsdorf sah ich Licht in der Eckstube, unserem Wohnzimmer. Die Dämmerung wollte gerade einsetzen, die angeordnete Verdunkelungszeit hatte wohl noch nicht begonnen, die Fensterläden waren noch nicht geschlossen. Auf zwei Kilometern Entfernung konnte man das Licht der Petroleumlampe gerade noch ausmachen.

Von Marienburg weiter verlief die Fahrt über Marienwerder, Graudenz, Bromberg, Schneidemühl zunächst bis Meseritz, dem letzten Zustieg für kriegsfreiwillige Reserve-Offiziersbewerber des Geburtsjahrgangs 1927.

Nach Meseritz waren wir bald am Ziel.

Der Kasernenkomplex hieß Tiborlager, lag mitten im Wald zwischen den Ortschaften Guben und Crossen.

Hier also sollte meine militärische Ausbildung zum Panzersoldaten in der Panzerdivision Hermann Göring sein – so jedenfalls stand es in den Papieren meiner Bewerbungsunterlagen.

In den Zugabteilen hatten wir uns ja schon berochen und erste Zweifel ausgetauscht: unterschiedliche Waffengattungen saßen hier zusammen – und sie alle sollten in *einer* Kaserne zusammengefasst sein?

Die nicht gestellte Frage (an wen auch?) bekamen wir sehr schnell beantwortet: Für mich gab es keinen Königstiger mehr, mein Nebenmann erhielt keine Messerschmitt 109 und seinem Nebenmann stand kein Schlachtschiff mehr zur Verfügung. Der Seemann und wir alle blieben hier im Wald und wurden Grenadiere.

Die Ausbildung zum Infanteristen begann. Es gab für jeden von uns eine Knarre. Das waren in unserem Fall rumänische Beutegewehre (aber nur zum ständigen Schleppen, zur Gewöhnung; für Schießübungen standen Karabiner 98k zur Verfügung) und auch unsere Einkleidung war rumänisches Beutegut, mit Wickelgamaschen und einer Kopfbedeckung, mit der man in Sibirien nicht als Fremder erkannt worden wäre.

Aber: Made in Germany waren Gasmaske und Unterwäsche! – Es war wohl so, dass zur Bedeckung bestimmter Körperteile ein Zuschnitt nationalgebundener Formgebung erforderlich war! – Hier: Gasmaske aufs arische Gesicht und auch die Unterhose hat zu sitzen!

Die Verkleidung zum rumänischen Soldaten hatte ich vergessen. Ohne die Erinnerung von Ernst Baier hätte ich wahrscheinlich nie mehr an diese braunen Uniformen gedacht.

Ernst Baier traf ich in Garmisch-Partenkirchen. Meine Frau und ich machten dort Winterurlaub.

Im Olympia-Stadion sagte ich zu meiner Frau: „Das ist Ernst Baier, der Olympiasieger im Paarlauf von 1936, seine Partnerin war Maxi Herber! Ich war mit ihm zusammen in einer Kompanie!“

Auf einer Eislauffläche gab Ernst Baier 1986 – sechsundsiebzig Jahre alt – älteren Damen Eislaufunterricht. Keine Turniervorbereitung, mehr auf: ‚Ernst! Ernst!, schau mal her!‘ ‚Ernst! Wie bin ich?‘

Ernst Baier machte eine Pause und ich sprach ihn an: „Herr Baier! – Tiborlager Januar 1945!“

Ernst Baier war sofort im Film – „Tiborlager?“ – „Kennen wir uns daher?“ „Ich Sie ja, Sie mich sicherlich nicht. Wir waren 17 Jahre alt, Sie ein bekannter Sportler. Sie und sieben Mann von uns

haben dort zusammen auf einer Bude gelegen!“ Ernst Baier erzählte uns kurz seinen Lebenslauf: Geburtsjahrgang 1910. Im Krieg bis Ende 1944 zeitweise in der Truppenbetreuung tätig gewesen als Eissportler in der Wehrmachtsunterhaltung vor verwundeten Soldaten.

„Der Tschammer wollte mich gegen Kriegsende noch zum Helden machen. Ich wurde eingezogen!“
(von Tschammer und Osten: Reichssportführer in der NS-Regierung)

Ernst Baier machte in unserer Kompanie die Verlegung nach Berlin-Ruhleben noch mit, als wir – noch im Anfangsstadium der Ausbildung – Ende Januar 1945 vor der näher kommenden deutsch-russischen Front aus dem Tiborlager verlegt wurden.

In Berlin-Ruhleben in der Alexander-Kaserne wurde Ernst Baier einer anderen Kompanie zugeteilt, er war auch nicht wie wir Reserve-Offiziersanwärter. – Zu seinem Glück, wie er resümierte, als ich ihm von unserem Fronteinsatz ab April 1945 erzählte.

Gemeinsam mit unserer Kompanie war er im Februar 1945 im Rahmen einer Geländeübung nach Staaken marschiert, ins olympische Dorf von 1936. Obwohl Wintersportler, kannte er dort die Details – die Exkursion dorthin hatte er vergessen.

Ernst Baier brachte dann das Gespräch auf eine Tätigkeit, zu der wir Rekruten nach Bombenangriffen herangezogen wurden.

Nicht vergessen können er und ich diese Aufräumungsarbeiten in Berlin-Siemensstadt, die unser Regiment durchzuführen hatte.

Es galt, Verschüttete aus Kellern und Häusern zu befreien, was mit mehr, meistens mit weniger Erfolg gelang.

„Herr Leutnant! Lassen Sie hier wegräumen, hier im Keller sind meine Kinder!“ – „Herr Leutnant! Kommen Sie zuerst hierher, hier habe ich Klopfzeichen meiner Eltern gehört!“

Wohl dem, der hier im letzten Glied steht und nicht entscheiden muss. Uns Siebzehnjährige hat diese teils zivile Aktion psychisch weit mehr belastet als der spätere Einsatz an der Front, wohl deshalb, weil das Ausgraben Verschütteter zeitlich früher lag.

Ernst Baier wurde nicht Frontsoldat, wie er sagte; er verblieb in der Kaserne, als wir nach Dessau-Roßlau verlegt wurden. Kurz vor dem sowjetischen Angriff auf den Westteil Berlins konnte er mit einem Kameraden per Paddelboot über das Havel-Wannsee-Gewässer entkommen. Später geriet er in amerikanische Gefangenschaft.

Tiborlager, Ende Januar 1945: Im Vorraum zur Kantine gab es eine Wandtafel, über Deutschlands Grenzen hinaus weit nach Russland und Afrika hinein. Westeuropa ging auf dieser Tafel bis zum Atlantik, mit Russland im Osten bis zum Ural, bis nach Skandinavien im Norden, im Süden bis nach Nordafrika. Die Tafel mindestens 6 x 6 Meter, heute geschätzt.

Diese Tafel muss im ersten Kriegsjahr hier platziert worden sein, als Deutschland nach Osten, Norden, Westen und Süden vormarschierte. Blitzkrieg! So nannte die deutsche Reichsführung die Landerobung durch die Deutsche Wehrmacht.

Auf dieser Karte steckten Ordonnanzen den jeweils aktuellen Frontverlauf ab. Die Kennzeichnung bestand aus Stahlstiften mit Fähnchen dran, auffallend die Farbkombinationen, aus mindestens zehn Metern Entfernung erkannte man den Frontverlauf. Bei Neukennzeichnung blieben aber die Löcher der Stahlstifte im weichen Untergrund der Tafel sichtbar; von Woche zu Woche schrumpfte das Gebiet zwischen Ost- und Westfront. Wie den Vormarsch bis Stalingrad hat man hier ab Februar 1943 den Rückzug exakt und akkurat in deutscher Gründlichkeit abgesteckt.

Diese Karte habe ich vor allem deshalb in Erinnerung, weil ich den Frontverlauf in meiner Heimat verfolgen konnte. Angesichts des Frontverlaufs an der Ostseeküste meinte ich Beruhigendes

ablesen zu können: Die Front wird bald westlich meiner Heimat sein, damit haben Eltern, Verwandte und Bekannte den Krieg hinter sich! – Welch irrige Vorstellung!

Wir hatten Ende Januar drei Wochen Grundausbildung hinter uns, es fehlte noch einiges, zu unserem Glück.

Als wir Ende Januar 1945 nach Berlin verlegt wurden, hat man uns aber doch in deutsche Infanterieuniformen gesteckt – was heißt gesteckt? Bei Preußens vollzog sich das Ein- oder Umkleiden nach Null-Acht-Fuffzehn! Und immer und überall nach gleichem Muster: In der Kleiderkammer, vor dem Ausgabeschalter, ein großer Raum, ein kleiner Saal. Die Kompanie (etwa hundert Mann) marschierte in den Raum.

Rechte Seite: „Alles ausziehen, Kleidung abwerfen“ – „Taschentücher aus den Taschen nehmen und auf den Extrahaufen!“

Nackt zur linken Seite rüber. Die Erkennungsmarke hängt an einer Kordel um den Hals, Koppel, Patronentaschen, Gasmasken und Bajonett in der Hand, Soldbuch nicht vergessen, das gehört in die linke Brusttasche des Waffenrocks.

Auf der linken Seite liegt gewaschenes Zeug, von Fußlappen bis zur Kragenbinde. Hier gibt es auch reparierte Schuhe oder Knobelbecher, soweit erforderlich.

Der Kammerbulle: „Jeder nimmt sich die passende Größe!“ – „Wenn Jacke, Hose, Schuhe nicht passen, erst untereinander tauschen!“ – „Wer dann immer noch nichts Passendes gefunden hat, herkommen zum Schalter!“

Nur drei oder vier Mann brauchten Extragrößen, das waren dann Schwergewichtige oder Schmalbrüstige.

In höchstens zwanzig Minuten war die Kompanie neu eingekleidet.

In vorschriftsmäßiger Uniform ging es ab Guben in Richtung Berlin. Fußmarsch war angeordnet, die Bahn sollte nicht belastet werden. Geführt von zwei Leutnants begann der Marsch der zwei Kompanien ROB-Grenadiere auf der Landstraße ab Guben in Richtung Norden.

Beim Verlegungsmarsch hatte der Grenadier zu tragen: Mantel über der Uniform, dieser war lang und schwer; Koppel um den Bauch, enggeschnallt; am Koppel rechts und links neben dem Koppelschloss je zwei volle Patronentaschen mit Karabinermunition, gefüllt; Bajonett (Seitengewehr); Gasmasken; Kochgeschirr und Brotbeutel, auf diesem Marsch beladen mit Kaltverpflegung für 3(?) Tage; Stahlhelm, der hing am Koppel; Karabiner auf der rechten Schulter; Felleisen (Tornister) auf dem Kreuz, vollgepackt mit Unterzeug, Hemden, Socken und Fußlappen, 1 Paar Schuhe oder Knobelbecher, eventuell Verpflegung (wie bei uns, weil Brotbeutel und Kochgeschirr die Menge nicht aufnehmen); Wolldecke in Zeltbahn eingerollt und außen auf den Tornister geschnallt – müßig, heute die Gewichte zu addieren.

Zur Ausrüstung des Infanteristen kommt noch der Feldspaten hinzu: Ein Klappspaten, das Blatt aus Stahlblech, der kurze Stiel aus Holz. Das um 180 Grad umgewinkelte Blatt befand sich (beim Marschieren) in einer leichten Lederhalterung. Eingeklappt hatte der Feldspaten eine Länge von etwa 40 cm und hing an der rechten (oder linken?) Körperseite fast bis zum Knie. Im Gefecht diente der Spaten dem Schützen zum Eingraben gegen Feindeinsicht.

Gegen Ende des ersten Marschtages, nach 20 oder 30 Kilometern, peilte unsere Kolonne von etwa 250 Mann einen Gutshof an.

„Abteilung halt!“ vor dem imposanten Tor des Hofes. Unsere Kompanieführer betraten den Hof und kamen sehr schnell zurück, begleitet vom Gutsinspektor. Die Nacht war gerettet! Unsere Zelte mussten nicht aufgestellt werden. Wir begaben uns in die Ställe und in die Scheune. Die beiden Leutnants ordneten „Dienstende“ an und begaben sich ins Gutshaus.

Ich habe in Erinnerung, dass diese Tage sehr kalt waren, dass tagsüber die Lufttemperatur bei etwa minus 10 bis 15 Grad Celsius lag, nachts entsprechend kälter.

Sicher unter Anleitung der Stallbesorger verteilten wir uns auf die Rinder- und Pferdeställe. In die Zwischengänge wurde Stroh geschüttet, das genügte ja auch, denn jedermann hatte seine Decke und Zeltplane im Marschgepäck.

Nicht ganz so ängstliche Landser legten sich etwas wärmer, nämlich zu den Viechern ins Hock. Gemeinsam mit einem Feldweibel - einem Bauernsohn aus der Eifel - und einem Kameraden aus Elbing wärmten wir uns bei jungen Pferden in einem Hock, in dem die Pferde nicht angebunden waren. In eine Ecke legten sich die Pferde, nachdem sie uns beschnuppert hatten, in der anderen Ecke lagen wir. Hier war es wärmer als im Stallgang.

Am nächsten Morgen gab es heiße Erbsensuppe mit reichhaltig Speck! Für 250 Mann! In Landwirtschaftsbetrieben gibt es ja genügend große Grapen, worin 300 Liter Suppe zubereitet werden können. Aber das Personal muss wohl schon zur Mitternacht mit dem Kochen angefangen haben.

Woher der Speck? – Den Gutsbesitzersleuten war wohl klar, dass in wenigen Tagen der Russe hier sein würde und damit erledigte sich die Lebensmittelbewirtschaftung von selbst.

Es war üblich, dass durchziehende Truppen sich verpflegten, indem die Lieferanten (Bauern, Schlachtereien, Bäckereien) für die konfiszierten Lebensmittel Bescheinigungen ausgestellt bekamen. In unseren Danziger Dörfern war es so, dass nach dem Truppenabzug (Einquartierung) das zuständige Wehrbezirkskommando die Bezahlung vorgenommen hat. Das wird so im ganzen Deutschen Reich gewesen sein.

Jedenfalls hat mir diese heiße, fette Erbsensuppe morgens zwischen 6 und 7 Uhr geschmeckt wie keine davor und keine danach. Aber jeder Berliner ist nicht aufgelegt, zu dieser Tageszeit eine Vollwertnahrung zu löffeln – ein Werderaner schon!

Nach dem Frühstück Antreten auf dem Gutshof im Karree. (Karree: eine militärische Bezeichnung aus dem Französischen, die Benennung sicher übernommen aus der Zeit des Sire Bonaparte und seinem Generalfeldzeugmeister Monsieur Barras.)

Es sollte den Gutsbesitzern und dem Personal ein Lied gesungen werden, als Dank für die warme Nachtruhe und das heiße Essen.

Aufgestellt haben wir uns im offenen Viereck im Gutshof, drei mal achtzig Mann. Gesungen haben wir das Lied der Schlesier: Kehr' ich einst zur Heimat wieder! Dieses Marschlied, jeder von uns beherrschte Text und Melodie, von 240 stimmfesten ausgeschlafenen siebzehnjährigen Kehlen hier im Innenhof zwischen massiven Mauern vorgetragen, sollte eine Wirkung auslösen, an die keiner gedacht hatte.

Es entstand eine Echowirkung, die besonders in den Notenpausen nachhallte. In dieser Melodie gibt es Pausen von 2/4- und 3/4-Takten. In diesen Pausen wiederholten sich die letzten Töne mehrfach, und beim Einsatz der nächsten Strophe war das Echo der Vorstrophe noch nicht verklungen.

Wir auf dem Hofplatz stehend haben die überlappende Echovibration unseres Gesangs gar nicht richtig mitbekommen. Die akustische Wirkung hat auf der etwas höher gelegenen Freitreppe eine lähmende Wirkung ausgelöst, wie wir später von Leutnant Elsäßer hörten.

Vor uns auf der Treppe ein Dutzend versteinertes und heulender Gesichter.

Weiter ging der Marsch nach Berlin. Die Kompanieführer (oder die Dorf-Honoratioren) hatten es möglich gemacht, in dem zum Gut gehörenden Dorf einen Güterzug halten zu lassen. Wir verteilten uns auf geschlossene und offene Güterwagen und kamen so in Frankfurt/Oder an. Erst gegen Abend marschierten wir in die Kaserne, die im Marschbefehl genannt war.

Angenommen, unsere Offiziere haben uns wahrheitsgemäß informiert, hätten wir die Reichsbahn nicht benutzen dürfen.

Die Kompanieleitung kann einen ganz anderen Grund gehabt haben, die Bahn nach Frankfurt (und anschließend die Bahn nach Berlin) zu benutzen: Nämlich die ständige Gefahr, dass Einzelsoldaten oder auch ganze Gruppen trotz anderslautender Marschbefehle durch die allgegenwärtige Feldgendarmarie oder SS-Streifen festgenommen wurden. Die festgenommenen Soldaten wurden dann direkt dem Fronteinsatz fremder Einheiten zugeführt. Heldenklau! wurden diese Kommandos genannt. Eine Weigerung mitzugehen und auf dem ausgestellten Marschbefehl zu bestehen kam einem Todesurteil durch das Standgericht gleich.

Ich erinnere mich an eine Übernachtung in einem Dorf, in dem wir mit zehn Mann in der Backstube einer Bäckerei einquartiert wurden. Mit dem Nachteil, dass ab 3 Uhr früh hier gearbeitet wurde, mit dem mehr als vollwertigen Ausgleich, dass der Bäckermeister jedem von uns ein ganzes Brot gab!

Nun zum Ablauf der Eisenbahnfahrt von Frankfurt/Oder bis Berlin-Karlshorst: Es wurden Gruppen von 10 oder 20 Mann gebildet, die von einem Unteroffizier oder Feldwebel geführt wurden.

Hier im Zug kamen wir mit Zivilpersonen zusammen, zum ersten Mal nach vier Wochen, denn seit Anfang Januar 1945 blieben wir unter uns Rekruten, haben die Kaserne Tiborlager nicht verlassen dürfen. Wir waren unter uns, Tag und Nacht, vom Wecken bis zum Zapfenstreich, körperlich und schulisch pausenlos gefordert, Nebengedanken verloren sich. Gewiss, in der Kaserne habe ich den abgesteckten Frontverlauf im Raum Danzig verfolgt, aber Zeit, Gedanken nachzuhängen, blieb nicht, der nächste Befehl war schon da.

Mit uns reisten fast nur Frauen und Kinder, die aus dem östlichen Reichsgebiet kamen. Sie erzählten vom Glück, überhaupt noch einen Zug erwischt zu haben, auch unter Zurücklassen von Gepäckstücken auf den Bahnsteigen. Nur eins hatte für sie gegolten: weg von der nahenden deutsch-russischen Front!

Sie scheuten sich auch nicht zu erwähnen, dass politische und militärische Ordnungskräfte die Flucht verhindern wollten und auch hätten.

Wir hörten ihnen zu, haben nicht gefragt und nicht gesprochen. – Mir kam der Gedanke: Wo mag meine Familie sein? Wann überhaupt habe ich zuletzt an sie gedacht?

In Karlshorst ausgestiegen, waren wir wieder unter uns. Wir waren froh darüber, jeder hatte wieder seinen Nebenmann, wir hatten wieder unsere blöden Themen, konnten ungeniert unsere dämlichen Witze vom Stapel lassen, aus dem Kochgeschirr einen Kanten Kommissbrot herausnehmen und darauf herumkauen in kleinen Stücken, sättigt mehr.

Auf dem kalten Bahnsteig warteten wir auf die letzten Gruppen, die mit den Folgezügen eintrafen, denn alle 250 Mann konnte *ein* Zug nicht aufnehmen.

Nun standen wir auf dem Bahnsteig – und waren einen Tag zu früh in Berlin! Bequem hätten wir in zwei Stunden in der Alexanderkaserne in Ruheleben sein können, aber das durfte ja wohl nicht sein.

Wir verbrachten die Nacht bei Kameraden, die in Berlin beheimatet waren. Bei der Frage, wer wen nach Hause mitnimmt, stellte sich heraus, dass etwa 90 Prozent der ROB-Grenadiere Berliner waren, vor der Einberufung zum Wehrdienst Oberschüler und Flakhelfer.

Ich blieb in Karlshorst bei einem Kameraden, dessen Wohnung leer stand. Sein Vater war Kapitänleutnant und U-Boot-Kommandant, seine Mutter wohnte bei Verwandten an der Nordsee. Den Wohnungsschlüssel hatten die Nachbarn.

Obwohl die Berliner Rekruten ihre Stadt erst vor knapp vier Wochen verlassen hatten, diesen Zustand der Innenstadt kannten nur wenige. Die Jungen – ausnahmslos Oberschüler – gehörten ab dem sechzehnten Lebensjahr der Heimatflak an, ihre Stellungen hatten sie außerhalb der Stadt in den Randgebieten Berlins. Hier standen ihre Baracken neben den Geschützstellungen. Der angesetzte Schulunterricht brachte kaum etwas. Tagesurlaub, um die Eltern zu besuchen, gab es

selten. Das Zentrum der Stadt kannten sie kaum, die Luftangriffe im Januar – tags die Amerikaner, nachts die Briten – hatten ein übriges getan: sie erkannten ihre Stadt nicht wieder. Meist schweigend durchfuhren wir die 30 Kilometer vom Osten bis zum Westen Berlins.

Die Fahrt mit der S- und U-Bahn verlief nicht ohne Halten auf offener Strecke, Umleiten und Umsteigen kam hinzu. Es waren Schäden der letzten Bombenangriffe zu beseitigen oder zu umfahren.

Berlin-Ruhleben, Alexanderkaserne, Charlottenburger Chaussee.

Als die letzten Gruppen am Bahnhof Ruhleben eingetroffen waren, marschierten wir zur Alexanderkaserne.

Den Bahnhof Ruhleben erreichten wir nach Einbruch der Dunkelheit. Die Verdunkelungsvorschriften wurden konsequent eingehalten, kaum ein Lichtschein fiel aus den Häusern auf die Straße, die wenigen Autos und Straßenbahnen fuhren mit stark abgedunkelten Lampen. Den gespensterhaften Eindruck hatte ich bis dahin nie so empfunden, heutzutage ist er kaum vorstellbar.

Gewiss, abgedunkelte Städte wie Danzig und Marienburg waren mir bekannt; Marienburg ist einmal bombardiert worden, Danzig zweimal.

Auch unsere Dörfer lagen nach Eintritt der Dunkelheit wie ausgestorben. – In meinem Elterngehöft stellte die Verdunkelungsvorschrift kaum eine Umgewöhnung

dar, und zwar deshalb nicht, weil unser vom Dorf Klein Lichtenau weitabgelegener Hof bis 1945 ohne Stromanschluss blieb. In Wohnhaus, Ställen, Arbeiterunterkünften und im Doppelhaus der beiden Instmannfamilien brannten Petroleumlampen oder Laternen.

In unserem Wohnhaus wurden die Holzfensterläden von jeher geschlossen. Lediglich die runden oder herzförmigen Lichtöffnungen bekamen Sperrholzplatten vorgehängelt. Die Fensterscheiben in den Ställen mussten mit einem tintenblauen Anstrich versehen werden. Hand-Sturmlaternen für den Hofbereich durften nur einen kleinen Kreis ausleuchten, ebenso die Talglichtlaternen an den Spazierwagen. Die Fahrradlampen, ob dynamo-, batterie- oder karbidbetrieben, ließen das Licht durch einen Spalt von etwa einem Zentimeter Breite und sechs Zentimetern Länge heraustreten, die Restfläche musste lichtundurchlässig abgedeckt sein.

In der Kaserne angekommen ließ man uns mindestens eine Stunde auf dem Kasernenhof warten, bei lausig kalter Witterung. Die Karabiner durften wir abschultern und zu Pyramiden zusammenstellen, das Gerät ablegen, die Tornister abschnallen. Wir durften uns warmtrampeln.

Endlich hatte man die Kammerbullen erreicht, wir erhielten Decken und Bettzeug. Kaum auf Stube, gab es Luftalarm. Die Keller unter den etwa 12 Mannschaftshäusern (ein Regiment) hatte man zu Luftschutzräumen verstärkt.

Eine Gruppe, also acht Mann, überwachte während der Luftangriffe den Dachboden ihres Hauses. Zur Brandbekämpfung befand sich hier Löschgerät: Sand und Wasser, dazu entsprechendes Werkzeug.

Vom Dachboden aus konnten wir in Richtung Berlin-Mitte sehen. Diese Stadtteile bekamen in dieser Nacht den Bombenangriff zu spüren. Für mich das erste Mal, nicht im Luftschutzbunker, sondern als Wache auf einem Gebäude das Bombardement vor Augen zu haben.

Ich hatte erwähnt, dass unsere zwei Kompanien aus etwa 90 Prozent Berliner Rekruten bestanden. Unsere Gruppe setzte sich aus sechs Berlinern, einem Elbinger und mir, einem Danziger, zusammen. Die sechs Berliner Kameraden – sie kamen aus verschiedenen Stadtteilen – standen an den Giebelfenstern oder Dachluken, spähten in Richtung ihrer Wohnbezirke, wo sie ihre Eltern und Geschwister wussten.

Sie kommentierten Richtung und Entfernung der detonierenden Bomben, stellten Vermutungen an. – Noch vor einigen Tagen im 150 Kilometer entfernten Guben bekamen sie brieflich Kenntnis von Bombentreffern, die in der Nähe ihrer Wohnungen eingeschlagen waren – und diese Berichte ihrer Eltern werden spärlich gewesen sein, den siebzehnjährigen Söhnen wurde bestimmt nur das Unvermeidliche beschrieben. Hier aber, man hörte das Pfeifen der Bomben im Luftstrom, dann die Detonationen, sah das Flakfeuer, nicht wissend, trifft es in diesem Moment das Zuhause – diese Nähe löst andere Ängste aus als eine Nachricht Tage nach dem Geschehen.

Erst hier, in der Nacht zum Wachbleiben verdonnert, ansonsten aber ohne Aufgaben, stellten wir Fragen wie: wo wohnen deine Eltern? wo deine? wo liegt Elbing, Danzig? hast du Post von zu Hause? Solche Gespräche hatten wir im Tiborlager nie geführt.

Auch nach der Luftentwarnung mussten wir auf dem Dachboden bleiben. Je zwei von uns mussten wach bleiben und vom Fenster aus die Dächer der anderen Häuser und die Freiflächen der Kaserne im Auge behalten: die Aufmerksamkeit galt Brandbomben mit Spätzündung.

Hier in Ruhleben erhielt ich einen Feldpostbrief - die einzige Feldpost, die ich in meiner Wehrmachtszeit erhalten sollte. Der Brief kam von meiner Tante Meta Dirschauer, einer Schwester meiner Mutter. Der Inhalt entsprach den Nachrichten dieser letzten Kriegsmonate: Onkel Walter Dirschauer, ihr Ehemann, ist Weihnachten bei Aachen gefallen. Tante Mariechen ist auf der Flucht verstorben. Onkel Hans Klaaßen, Klein Montau, Geburtsjahr 1894, ist zum Volkssturm gezogen. Er hat sie, also Tante Meta, in Danzig-Langfuhr besucht und ihr Lebensmittel geben können.

Nach etwa 14 Tagen wurden unsere zwei Kompanien in das Waldlager der Alexander-Kaserne verlegt. Dieses befand sich in der Murellenschlucht. Die Murellenschlucht liegt etwa zwei Kilometer südlich der Kaserne, dazwischen der Truppenübungsplatz.

Die Unterkünfte waren Unterstände, in die Erde der Böschungsflügel getrieben, 25 bis 30 an der Zahl, je ein Raum für eine Gruppe, also für acht Rekruten und einen Unteroffizier.

Die Wände und die Decke der Räume bestanden aus dicken abgeflachten Rundhölzern, der Fußboden mit Brettern ausgeschlagen. Der Raum hatte ein Fenster, etwa ein Meter breit, einen halben Meter hoch. Über einen kleinen Vorraum ging die Tür ins Freie. Im Vorraum auf schmalen Wandregalen standen Schuhe und Stiefel abgestellt. Die Einrichtung: 4 Etagenbetten für 8 Mann, der Unteroffizier hatte ein Einzelbett – aber höchstens einen halben Meter über seiner Nase lag schon der untere Boden eines Wandregals. Hierauf verstaute die 9 Mann Tornister, Waschzeug und Essgeschirr, das Drillichzeug. Dann gab es den Klapptisch, groß genug für je 4 Mann an den beiden Längsseiten, vor Kopf der Unteroffizier. Herabgeklappt wurde der Tisch zum Frühstück, zum Abendessen und zu den Instruktionsstunden. Nachts verdeckte der hochgestellte Tisch das Fenster. Jeder hatte einen Schemel als Sitzgelegenheit, auf dem Nachts „das Päckchen“ zu bauen war – haarscharf mit den Kanten der Sitzfläche abschließend kam darauf der Waffenrock, die Hose, der Pullover, die lange Unterhose, obenauf Socken oder Fußlappen, darauf das Käppi.

Geschlafen wurde im sehr langen Unterhemd. Bemerkung am Rande: Auch im Sommer trug man beim Barras nur lange Unterhosen und ein Unterhemd mit langem Arm. Der Grund: Waffenrock und Hose sollten geschont werden!

Auch die Ausrüstungsstücke verblieben im Vorraum: Karabiner, Stahlhelm, Gasmasken, Koppel mit Patronentasche und Bajonett. Jedes Stück hatte seinen Haken oder eine Abstellbucht. Das Maschinengewehr mit den Patronenkästen, Reservelauf und Lafette (zur Auflage des Maschinengewehrs) kam in eine Vorrichtung auf den Fußboden. – Bei Probealarm nachts hatte die

Gruppe spätestens nach (ich glaube) zehn Minuten feldmarschmäßig vor dem Unterstand Aufstellung zu nehmen. Das ergab ein Auf- und Untereinander, neun Mann auf kleinstem Raum, und das bei schwachem Licht, was erst einmal durch Anzünden per Streichholz zum Brennen gebracht werden musste. Nach dem Anziehen im Hinauslaufen im Vorraum die richtigen Schuhe und das persönliche Waffenzug greifen und dann vor dem Unterstand mit a l l e n geschlossenen Uniformknöpfen antreten!

Bei Zeitüberschreitung gab es Strafexerzieren, in Freistunden anberaumt und das nicht nur für den Rekruten, der seinen Kragenknopf nicht geknöpft hatte, nein, für die ganze Gruppe einschließlich Unteroffizier. Das erzog zu Kameradenhilfe. Kameradenhilfe, die wir zwei Monate später in ganz anderen Gefahren gegenseitig brauchten, unter Infanteristen Schützenhilfe genannt.

Oft werden Ausbilder mit Schleifer titulierte, sicher zu Recht. Das betrifft besonders die Vorkriegszeit und die ersten Kriegsjahre. Die Rekruten bekamen Ausbilder ohne Fronterfahrung vorgesetzt; diese wollten oder mussten sich bewähren, um möglichst schnell höhere Dienstgrade zu erreichen.

Unsere Ausbilder, Unteroffiziere und Feldwebel im Alter von vierzig Jahren oder älter, zum Teil im Alter unserer Väter, an der Front verwundet, damit nicht mehr frontdiensttauglich, brachten uns bei, was im Kampf ein Überleben wahrscheinlicher macht und sie haben sich auch nicht gescheut, das auch so auszudrücken. Anzumerken ist, dass unsere Ausbildungszeit in die letzten Kriegsmonate fiel und dies werden unsere Ausbilder deutlicher erkannt haben als wir.

Ich erinnere mich nicht, dass angesichts des deutschen Rückzuges sowohl im Westen wie im Osten Deutschlands das Kriegsende thematisiert wurde; ich bin sicher, hierüber wurde auch nicht diskutiert, und das war gut so: Die Situation des Einzelnen und der Gruppe stand fest, die Zukunft zu bedenken hätte Verwirrung hervorgerufen. Uns war klar, der Fronteinsatz stand bevor, das war unsere Situation, eine andere gab es nicht.

Unsere Ausbilder waren keine Schleifer – dennoch werden wir Befehle als schikanös empfunden haben. Wenige Monate später konnten wir das Erlernte im Gelände anwenden. Im April 1945 im Einsatz hatten wir in der Division Scharnhorst gleichaltrige ROB-Soldaten aus Luftwaffe, Marine und der Panzerwaffe bei uns. Sie kamen ohne Ausbildung in den Erd- und Nahkampf, das waren ganz arme Schweine.

Auf dem Kasernenübungsplatz, zwischen den Kasernengebäuden und der Murellenschlucht, hat es noch etwas gegeben, was uns bis zu einem bestimmten Tag ziemlich kalt gelassen hatte. Es war eine Hinrichtungsstätte in der Nähe der Schießstände. Ein Richtpfahl stand vor einem Sandhügel. Wenn ich das richtig in Erinnerung habe, fanden die Exekutionen der zum Tode verurteilten Soldaten immer donnerstags vormittags statt. Nun waren wir – bis auf die Donnerstage - vormittags fast nie im Kasernenbereich, sondern im Grunewald oder Berliner Forst.

Heute drängt sich der Verdacht auf, dass ganz bewusst für uns Rekruten donnerstags Nahkampfübungen angesetzt wurden, und die fanden auf diesem Übungsgelände statt in hierfür angelegten Schützengräben, Schützenlöchern und Panzergräben.

Immer wenn sich Erschießungen anzeigten – und das geschah immer im gleichen Ritus – verzogen sich die Unteroffiziere mit ihren Gruppen zwar in den entgegengesetzten Teil des Platzes, allerdings war der auch nur höchstens dreihundert Meter vom Richtpfahl entfernt.

Mein Verdacht, dass wir Rekruten das Erschießen von Verurteilten – meist werden es desertierte Soldaten gewesen sein – mit ansehen sollten, wird durch einen Fernsehbericht erhärtet: Im Februar 2000 brachte das Fernsehen die Sendereihe ‚Hitlers Kinder‘. Hier berichteten zwei Männer

unabhängig voneinander, dass sie in den letzten Kriegsmonaten in der Alexander-Kaserne Berlin-Ruhleben Soldaten der Deutschen Wehrmacht gewesen seien. Sie berichteten über Erschießungen dort; sie allerdings mussten hinter dem Erschießungskommando antreten und so das Erschießen mit ansehen, zur Abschreckung, wie sie konstatierten.

An einem Mittwochnachmittag bekam unser Zugführer, ein Leutnant des 1. Zuges der 1. Kompanie, den Befehl, am nächsten Tag mit der ersten und zweiten Gruppe das Erschießungskommando zu stellen – gern nehme ich den Ausgang vorweg, wir mussten nicht schießen! Aber das erfuhren wir erst zwei Stunden später. Wir, das waren sechzehn Siebzehnjährige, zwei ältere Unteroffiziere und ein Leutnant, vielleicht 21 Jahre alt.

Zum Befehl gehörte die Probe am Vortag. Ein Baum diente als Richtpfahl, in Herzhöhe eine helle Pappe an den Baum geschlagen. Anmarsch, in zwei Reihen auf Luke, Feuerbefehl, Abmarsch. Diese Prozedur mindestens ein Dutzend mal hintereinander. Dann die Instruktion: Die von anderen Soldaten geladenen Karabiner stehen neben der Hinrichtungsstätte in einem Gestell, zwölf an der Zahl, davon sind acht scharf geladen, die restlichen vier mit Platzpatronen. Jeder Kommandoteilnehmer entnimmt ein Gewehr nach seiner Wahl, hat so die Hoffnung, einen Karabiner mit Platzpatrone ergriffen zu haben.

Ich habe diese zwei Übungsstunden so in Erinnerung, dass der Leutnant, kreidebleich, die Kommandos bis zum Schluss vom Blatt abgelesen hat.

Vorgelesen wurde auch dieses: Von den sechzehn Mann werden am Morgen der Hinrichtung zwölf Mann ausgelost, die hatten zu schießen. Hiermit hat in der Nacht vor der Exekution jeder die Hoffnung, nicht schießen zu müssen, zu den vieren zu gehören, die nicht antreten müssen.

Nach etwa zwei Stunden kam ein Melder der Regimentsschreibstube: Die Hinrichtung findet nicht statt!

Wir traten ab, machten weiter den Dienst nach Dienstplan.

Die innere Spannung wich nicht, auch nicht am Abend, nach Dienstschluss, nach dem Abendessen in unserem Erdbunker, als wir uns eigentlich hätten zur Ruhe legen können. Ich weiß nicht mehr, worüber wir stundenlang geredet haben.

Dann plötzlich der Unteroffizier: „Hat denn hier keiner einen Korkenzieher, wenn man mir eine Flasche Schnaps gibt und ich muss den Empfang nicht einmal quittieren, dann gebe ich die doch nicht wieder her!“ – Ich weiß nicht, wo in der Heeresdienstvorschrift (kurz HDV genannt) steht, dass dem Erschießungskommando eine Flasche Schnaps zusteht, die nach dem Vollzug zu trinken ist.

Diese und weitere Fragen im Zusammenhang mit Exekutionen habe ich an ältere damalige Soldaten der Deutschen Wehrmacht gestellt, die mehrere Jahre den Krieg mitgemacht haben. Wie war es mit der Zusammensetzung des Erschießungskommandos? In einem Fernsehbeitrag meinte ein Landser zu wissen, dass das Erschießungskommando aus freiwilligen Soldaten bestehen musste. Seine Einlassung formulierte er so: Der die Exekution befehlende Offizier wurde von seinen Vorgesetzten bestimmt und er musste unter seinen Leuten nach Freiwilligen fragen! – Etwas dubios, diese Darstellung, Unsinn, resümierten meine Gesprächspartner. Haffner, den ich im Abschnitt ‚Hitlerjugend‘ erwähnt habe, hat in seiner Militärzeit dreimal an Erschießungen teilnehmen müssen, immer wurde ausgelost, von Freiwilligkeit keine Rede. Er bestätigt auch die Flasche Schnaps; eine Hälfte der Kommandoteilnehmer hat gesoffen, die andere gekotzt.

Was bei uns nachblieb nach der Übung am imaginären Richtpfahl war die Ungewissheit, später doch noch zu einer Exekution befohlen zu werden.

Als wir von Berlin nach Dessau-Roßlau verlegt wurden, gaben unsere Unteroffiziere eine Kenntnis preis, die sie bis dahin für sich behalten hatten. Erst als Berlin hinter uns lag, bekamen wir die Aufgaben der vier Mann zu hören, die am Morgen der Hinrichtung nicht hätten schießen müssen. Ihnen fiel die Aufgabe zu, den Verurteilten vom Transportwagen zu holen, ihn am Pfahl zu befestigen, ihm die Augenbinde anzulegen. Nach der Exekution den Toten in eine sargähnliche Holzkiste zu legen und diese auf den Transportwagen zu stellen.

Dieser Kelch ging an mir vorüber, und dafür bin ich dem Schicksal dankbar.

Verlegen nach Dessau-Roßlau, die letzten Kriegswochen

Hier wurden Divisionen neu aufgestellt – es sollten die letzten Kampfeinheiten des Krieges werden. Unsere Kompanien gehörten der Division Scharnhorst an. Anfang April 45 wurden wir zur deutsch-russischen Front abkommandiert.

Reppinichen, im September 1990: Auf einer Autoreise nach Berlin verließen meine Frau und ich bei Ziesar die Autobahn. Wir wollten einen Umweg über einige uns unbekannte Dörfer machen, das alles war zur DDR-Zeit nicht erlaubt.

In Goerzke zweigten wir nach Reppinichen ab. Ich sagte zu meiner Frau: wenn das Dorf vor uns das richtige ist, dann liegt links an der Straße ein Teich, und am hinteren Ende des Teiches stand damals eine Kirche.



Es war das richtige Dorf, und die Kirche steht immer noch. Sie war damals die ganze Nacht geöffnet.

Auf einer Fahrt nach Luckenwalde am 25.05.1997 bin ich noch einmal hier gewesen. Dieser Tag war ein Sonntag, die Morgenandacht war beendet, die Kirche noch nicht abgeschlossen. Ich setzte mich für eine Viertelstunde auf die Bank, auf der ich damals in der Nacht eine lange Zeit gesessen habe mit weiteren 50 oder 100 Mann. Damals hatten die Kompanien um den Dorfteich Aufstellung bezogen. Der General dieser Einheiten nahm in seiner Ansprache selbst die Befehlsausgabe vor.



An der Seite des Generals stand ein NS-Führungsoffizier (diese wurden eingeführt am 22. Dezember 1943 – aus ‚Das Dritte Reich‘, erschienen 1963). Dieser Offizier ohne Umschweife:

„Der Krieg ist mit Waffengewalt nicht mehr zu gewinnen. Die Westmächte, zur Zeit noch unsere Kriegsgegner, wissen wie wir von der Gefahr durch die Bolschewiken. Die Westmächte kommen uns zu Hilfe. Es gilt, die russischen Truppen so lange aufzuhalten, bis die Westtruppen über die Elbe gesetzt haben, um mit uns gemeinsam die Russen aus Europa zu vertreiben!“

Diesen Teil der Rede des NS-Führungsoffiziers gebe ich aus dem Gedächtnis wieder; die Formulierung wird so nicht gewesen sein, der Inhalt ist aber korrekt wiedergegeben.

Welch ein Strohalm! Und dann das Warten auf die angekündigte Wunderwaffe!

Am nächsten Morgen befahl der General den Bezug der Stellungen.



Maschinengewehr 42 (eingesetzt ab 1942). Dieses Bild wird gestellt sein, aber es könnte jeder von uns gewesen sein: Gesicht und Hände eines Siebzehnjährigen.

Erwähnt hatte ich im Abschnitt ‚Hitlerjugend‘ den Erwerb des Führerscheins im Wehrtüchtigungslager – dank Haffner. Der Führerschein hat mich bei der Wehrmacht vom dauernden Fronteinsatz ferngehalten, ich wurde Kradmelder in unserem Regiment.

Vor der angetretenen Kompanie der Spieß: „Wer kann Motorrad fahren? – Arm hoch!“ Zwei Siebzehnjährige heben den rechten Arm. „Sie können fahren?“ – „Jawoll, Herr Oberfeldwebel!“ – „Aufsitzen!“

Ausgebildet wurde ich auf einem Kleinkraftrad 98 ccm, untergeschoben wurde mir eine Zündapp-Beiwagenmaschine 750 ccm. Unwichtig diese Diskrepanz, bei den wenigen Entscheidungsmöglichkeiten, die der Wehrmachtsführung 1945 noch zur Verfügung standen.

Zwei Kradmelder gehörten zu unserer Einheit, ein Elbinger und ich.

nach einem Angriff - dem der andere Kradmelder und ich nur deshalb entgangen sind, weil wir mit einer Meldung zur Regimentsleitung unterwegs waren - so etwas wie eine Zählung durchgeführt wurde: unsere Kompanie bestand noch aus drei Mann, wir zwei auf dem Antreteplatz, den dritten hatten wir tags zuvor auf dem Verbandsplatz abgeliefert. Es war der MG-Schütze I, durch einen Splitter am Kinn leicht verwundet.

Der Elbinger und ich wurden einer anderen Kompanie nicht zugeordnet, wir kamen zur Fahrzeugabteilung.

Noch im April muss es gewesen sein, als ein LKW Motorräder heranzuholen hatte, wir zwei fuhren als Helfer mit. Hin- und Rückfahrt konnten nur nachts durchgeführt werden, weil tagsüber fortwährend feindliche Flugzeuge über dem Gebiet kreisten. Die Lufthoheit über dem schmalen Korridor zwischen Ost- und Westfront hatte die Deutsche Wehrmacht verloren, die feindlichen Beobachter hatten eine Abwehr nicht zu befürchten.

Wir sind also nachts hingefahren, bekamen am nächsten Tag die Maschinen aufgeladen und warteten das Dunkelwerden ab.

Hier in der Kaserne hörte ich im Raum vor meiner Lokustür zwei Landser im Gespräch: Nach dem Krieg bekommt der Russe Deutschland bis zur Elbe, das Gebiet westlich der Elbe nimmt sich der Ami – für mich nicht vorstellbar, das hieße ja, dass Danzig zukünftig vom Russen regiert würde.

Nach Einbruch der Dunkelheit machten wir uns mit unserer Ladung Motorräder auf den Rückweg zu unserer Einheit. Auf der Hinfahrt hatte ich neben dem Fahrer gesessen. Gesessen ist falsch! Wehrmacht-LKW hatten über dem Beifahrersitz eine Luke im Dach der Fahrerkabine. Bestand Luftgefahr, stellte sich der Beifahrer auf seinen Sitz, öffnete die Luke, guckte über das Dach hinweg, hatte Rundumsicht. Näherte sich ein feindliches Flugzeug, gab es nur eins: Halten, aussteigen und Deckung suchen. Das war auf der Hinfahrt mein Posten, auf der Rückfahrt legte ich mich in einen Beiwagen auf der Ladefläche.

Mit vorschriftsmäßig abgedunkelten Scheinwerfern machten wir uns auf den Rückweg. Aber auch diesen schwachen Lichtschein erkannte ein feindlicher Pilot! Wach wurde ich durch Einschläge in unser Fahrzeug. Eine MG-Garbe durchschlug unseren LKW in ganzer Länge, vorn durch den Motor, mittig zwischen Fahrer und Beifahrer, die beide unverletzt blieben, auf der Ladefläche traf ein Geschoss das Rad des Beiwagens, in dem ich lag.

Der LKW stand noch nicht, da war ich über die Ladeklappe gesprungen, rannte nach rechts ins Gebüsch. Fahrer und Beifahrer sprangen ebenfalls aus der Fahrerkabine, liefen zur Ladeklappe: „Egon!“ - Keine Antwort. - „Der ist tot!“ - Der war nicht tot, kam mit heilen Knochen aus dem Wald!

Wieder bei der Einheit, ging mir die Vorstellung nicht aus dem Kopf: Die Elbe als zukünftige Grenze zwischen den östlichen und westlichen Befehlshabern?

Ich fasste einen Entschluss, suchte die Regimentsschreibstube auf, machte Männchen vor dem Schreibstuben-Feldwebel, faselte etwas von Mutter-zu-ihrer-Schwester-nach-Köln-gezogen und dass sich dadurch meine Heimatanschrift geändert hätte. Ich legte mein Soldbuch vor. Er: „Können Sie schreiben?“ – Ich: „Jawohl, Herr Feldwebel!“

Ich setzte mich an die Maschine und füllte einen kleinen Vordruck aus. Den klebte er über meine Danziger Anschrift, setzte überlappend Stempel auf die Soldbuchseite, unterzeichnete mit einem Namenszug, der jedem General Ehre gemacht hätte.

Ich weiß nicht, warum ich den Vordruck ausfüllen sollte, hatte auch nicht den Eindruck, dass er mir Mutters Umzug glaubte, er forderte auch nicht den Brief meiner Mutter. War ich nicht der erste im Regiment, der sich zum Westdeutschen gemacht hat?

Das Ziel hatte ich erreicht! Mein Soldbuch steckte ich schnell in die Brusttasche. Nun war ich Westdeutscher mit der Heimatanschrift: Köln-Höhenhaus, Bleichroder Weg 4! – Das war die Anschrift der Familie Tapeser, die Söhne Fritz und Josef hatten meine Eltern in den Kriegsjahren als sogenannte Bombenkinder aufgenommen.

Ich erzählte meinem Elbinger Kameraden vom gelungenen Abschluss meiner Absicht, bei der absehbar bald eintretenden Kriegsgefangenschaft zu den Westalliierten zu gelangen, das kleinere Übel zu wählen, nur nicht zum Russen! Ob dieser Plan Wirklichkeit werden würde, dafür gab es natürlich keine Sicherheit. Der Elbinger mochte nicht. Seine Worte: Nach dem Krieg will ich nach Hause zu meinen Eltern, nicht noch weiter weg! Sinngemäß lautete meine Antwort: Das will ich

auch, aber nicht zum Iwan! – Ich greife vor: Der Elbinger und ich blieben bis zu meiner Entlassung aus der englischen Kriegsgefangenschaft zusammen, schliefen im selben Zelt auf dem Wiesengelände im Lager Kalbe. – Ich muss am Tag vor der Weiterverlegung zum Vorentlassungslager, das in der Stadt Kalbe eingerichtet war, den Befehl bekommen haben, mich am nächsten Tag zu einer bestimmten Zeit am Eingangstor des Lagers zu melden. Als ich an diesem Tag wach wurde, nach dem Elbinger fragte, sagten die Kameraden, dass der Elbinger zum Fluss gegangen sei und auch so bald nicht wiederkäme. Wir haben uns nicht mehr gesehen, hatten auch keine Anschriften ausgetauscht.

Zurück zum Zeitabschnitt Deutsche Wehrmacht:

Nach Ablieferung der Kräder sind wir nicht mehr zum Fronteinsatz gekommen, auch unsere Kradmeldertätigkeit war vorbei – das muss um den 1. Mai 1945 gewesen sein.

Dann kam eine Frage an das kleine geschlagene Häuflein: Wer ist mit Pferden vertraut? Für mich keine Frage. – Warum standen im Kasernenstall nicht genügend Fahrer zur Verfügung? Fahrer gefallen und Fuhrwerk unbeschadet überlebt? Kaum denkbar! Pferde in den Ställen untergestellt und Fahrer zum Frontdienst abgezogen? Wahrscheinlich!

Ich stieg also um, von meiner Zündapp auf die Sitzbank eines Militärwagens. Ein Wagen, konzipiert als Transportwagen für Munition; Verpflegung; Mannschaftsgepäck, das der Grenadier im Einsatz nicht bei sich haben kann; Kompanieakten; auch für den Transport Verwundeter und Gefallener. Ein Wagen, die Ladefläche mit einer hochgewölbten Plane abgedeckt, gezogen von zwei Pferden.

Als Helfer bekam ich einen Feldwebel, Kriegsteilnehmer 1914/1918, Rechtsanwalt im Zivilberuf, mit Dokortitel, war im Stabe des Reichsministers Dr. Goebbels. Beklagte sich, dass Goebbels ihn jetzt noch zum Wehreininsatz geschickt hätte, prahlte gern „saß mit Goebbels so zusammen, wie wir hier zusammensitzen“.

Der Rückzug zur Elbe

Wenn von Rückzug die Rede ist, muss hinzugefügt werden, dass diese Formulierung nur im Nachhinein möglich ist, nach Kriegsende.

Wir waren etwa hundert Mann, angeführt von einem General, vielleicht Generalmajor oder Generalleutnant, jedenfalls hatte seine Uniformhose rote Biesen.

Der General saß in einem Kübelwagen, übernahm die Tête. Sein Adjutant war Hauptmann Koch, der saß im Beiwagen eines Krads, kundschaftete den möglichen Weg aus, fuhr also hin und her. Seinen Namen weiß ich nur noch deshalb, weil er an Wegkreuzungen, an Straßenschildern, Chausseebäumen oder Straßensteinen einen Richtungspfeil mit seinem Namenszug markierte – diesem Pfeil hatten wir zu folgen.

Vier(?) Tage brauchten wir für die Überwindung der Strecke von ca. 70 Kilometern bis zur Elbe. Es ging auch nicht immer auf dem kürzesten Weg. Umwege über kleine Dörfer und durch Waldgelände waren nötig oder wurden bevorzugt.

Kurz vor Ziesar beschossen Tiefflieger unseren Tross mit Bordwaffen. Der Umgang mit Pferden im Kampf war mir neu, den Pferden nicht. Sobald Flugzeuge zu hören waren, wurden die Tiere unruhig, sie konnten von der Leine aus nicht mehr gefahren werden. Helfer und Fahrer stiegen vom Wagen und führten die Pferde am Zaum. Erst im letzten Moment, kurz vor dem Überfliegen der feindlichen Flugzeuge, suchten wir Schutz hinter Chausseebäumen oder im Straßengraben, die Pferde mussten losgelassen werden. Das war für sie das Signal auszubrechen. Zu den durch

Bordwaffen getöteten Pferden kamen Verletzungen hinzu, die sie sich beim Sturz in den Graben zugezogen hatten. Diese Pferde mussten erschossen werden, die Wagen blieben zurück. Aber auch nachts sind wir von Jagdfliegern beschossen und bombardiert worden, wir hatten Verluste. Die feindlichen Flugzeuge, ob im Tiefflug oder höher in der Luft, konnten vor Angriffen sicher sein, denn zu diesem Zeitpunkt verfügte das deutsche Militär weder über Flugzeuge noch über Flugabwehrkanonen.

Es wurde immer schwieriger, die Pferde ruhig zu halten. Zur Militäranspannung gehörte damals ein Futterbeutel – das war ein aus Leinen gefertigter Stoffbeutel in der Größe passend zum Pferdekopf, von unten über das Maul gezogen und mit einem Gurt hinter den Ohren angeschnallt. (Zu Napoleons Zeiten ist die Bezeichnung „Maulkorb“ entstanden für diese Futtersäcke, heute nur noch für Hundemaulkörbe gebräuchlich.)

In die wasserdichten Leinenbeutel bekam der Gaul zwei Hand Kornfutter und in größeren Zeitabständen ein bis zwei Liter Wasser eingegeben. So konnten die Tiere beim Marschieren fressen, das beruhigte sie.

Nachts (wenn nicht gefahren wurde) schliefen die Fahrer neben ihren Pferden; die Pferdepfleger hielten Wache, konnten ja tags schlafen. Sie durften nachts nicht liegen oder sich setzen, um nicht einzuschlafen.

Mit meinem Pferdepfleger, dem Herrn Doktor der Jurisprudenz, war nicht viel anzufangen. Sein Misstrauen Pferden gegenüber hielt ihn zwei Meter von den Gäulen entfernt. Aber das machte nichts, auf meinem Wagen hatte ich eine Flüchtlingsfamilie mit einem 14-jährigen Jungen. Der nahm mir gern jeden Umgang mit Pferden ab, am liebsten auch die Fahrleine.

Nachts, oder je nachdem auch tagsüber, patrouillierten unsere Wachen, Karabiner oder Maschinenpistolen immer im Anschlag. Vor Eintritt der Dunkelheit gab es für uns 100 Mann, inzwischen angewachsen auf mehr als 200 Personen, weil Einzelsoldaten und Ostflüchtlinge sich zu uns gesellt hatten, eine Parole, die zu vergessen absolute Lebensgefahr bedeutete. Aber keiner von uns, auch nicht die unterwegs aufgelesenen Flüchtlinge mit Kindern und Kleinkindern, verließ das Biwak. Selbst die ausgeschaufelte Latrinengrube befand sich innerhalb des bewachten Kreises.

Warum die hochgestellte Vorsicht? Vieles war zu bedenken: Die Feldgendarmerie als ‚Heldenklau‘ bis zum Schluss aktiv auch in ihren Standgerichten; SS-Truppen, die gegen alle Einsicht und Vernunft das Ende nicht sehen, sondern kämpfen wollten, koste es was es wolle, sie schnappten sich kleinere Wehrmachtseinheiten und steckten sie in ihre Reihen.



Nördlich von Genthin auf der Reichsstraße 107 wurde mein Pferdepfleger, der Rechtsanwalt aus dem Stabe des Reichspropagandaministers, unruhig. Dass er sich beim General melden ließ, erfuhren wir erst, als er zurückgekommen auf den Wagen stieg und den Bericht, den er dem General gegeben hatte, wiederholte. Er gab an, dass wir nach wenigen Kilometern auf ein Konzentrationslager stoßen würden. Es sei zu befürchten, dass russische Truppen die Insassen befreit und mit Waffen versorgt haben könnten, die sie dann auf uns richten würden.

Vom Konzentrationslager Stutthof wusste ich. Es befand sich 50 Kilometer von unseren Dörfern entfernt, im Kreis Großes Werder, Reichsgau Danzig-Westpreußen, nahe an Ostsee und Frischem Haff. Dargestellt wurde es als Gefängnis für Kriminelle und Volksschädlinge, die verurteilt waren wegen Schwarzschlachtens oder Hauseinbruchs im Schutze der Verdunkelung oder bei Fliegeralarm, wenn sich die Hausbewohner im Luftschutzraum aufhielten, die Wohnung also unbewacht war. Einleuchtend, dass diese Kriminellen eingesperrt gehörten! – Der weitere Zweck der Konzentrationslager wurde dann nach dem Krieg offenkundig oder wie hier kurz vor Genthin. Meine Frage an den Dr. jur. lautete sinngemäß: Da sind doch Kriminelle drin und warum sollten sie auf uns schießen? – Hast du eine Ahnung! sagte er. Da drin sind Ausländer und Deutsche, die die nationalsozialistische Politik bekämpfen! - Eine Antwort, mit der wir auf dem Wagen nichts anfangen konnten: der Elbinger, fußlahme Landser, eine Flüchtlingsfamilie.

Wenig später hatten wir den Lagerzugang am westlichen Straßenrand vor uns. Das Tor stand offen, weit und breit keine Menschenseele, nicht vor der Wachstube und nicht auf dem KZ-Gelände, soweit es einzusehen war.

Unser Pferdekonzvoi bezog in einem Dorf Quartier, verteilt über den ganzen Ort. Die Pferde spannten wir aus, für sie war Platz in der Scheune. Unsere Militärwagen tarnten wir gegen Lufteinsicht.

Uns vier oder sechs Mann bat man ins Bauernhaus, wir wurden bewirtet. Das Radio war eingeschaltet – in diesen Tagen waren alle Radios immer eingeschaltet.

Eine Durchsage: Heute (oder gestern)? ist in Berlin der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler in heldenhaftem Kampf gefallen!

Ich weiß nicht mehr, ob und wie diese Nachricht kommentiert worden ist. Für möglich halte ich es aber, dass irgendwelche Planungsänderungen in unserer Gegenwart nicht besprochen wurden. Sollte es so gewesen sein, halte ich das Schweigen für in Ordnung; bei siebzehnjährigen Hitlerjungen waren damals Handlungen heroischer Pflichtauffassung nicht auszuschließen.

Der Elbinger und ich waren hier die einzigen jungen Soldaten unter älteren Landsern. – Bis auf die folgende Nacht in der Scheune: Zu uns legte sich der Sohn der Bauernfamilie, auch etwa 18 Jahre alt und in Waffen-SS-Uniform. Am Nachmittag davor sahen wir ihn hinter der Scheune Holz hacken, pausenlos und ohne aufzusehen. Er fehlte auch zum Abendessen in der Bauernstube. Wir haben nicht gefragt und er hat nicht gesprochen. Ganz klar, er hatte sich von der Truppe entfernt. Der Schlafplatz in der Scheune bei einem Dutzend Soldaten erschien ihm wohl sicherer als im Wohnhaus. Die Kontrollen der Feldgendarmarie oder von SS-Streifen gab es bis zum letzten Kriegstag.

Übrigens das Abendessen: Wir – etwa zehn Personen – meinten etwas beisteuern zu sollen, entnahmen unserem Proviant eine 2-kg-Dose Ölsardinen, stellten sie zu den angerichteten Speisen auf den Tisch. Die erwachsene Tochter: Der Bauer isst keinen Fisch! Daraufhin vergriff sich kein Tischgast am Gastgeschenk, auch wir nicht! Die vorher geöffnete Dose blieb Wehrmachtseigentum!

Eine Mahlzeit am Ankunftstag habe ich in Erinnerung: Auf dem Dorfplatz stand ein Backhaus. Uns zu Ehren buken Frauen Zwiebelkuchen. Schmeckte herrlich, warm und frisch, eine Zuckerschicht auf den Stücken. Dazu gab es Kaffee, Muckefuck gesüßt! Der Muckefuck soll nicht kritisiert werden, Bohnenkaffee gab es seit Kriegsbeginn selten oder nie. Aber Muckefuck gesüßt kann nur Sachsen-Gourmet-Esskultur sein.

Festzuhalten ist dieser Tag unter Zivilpersonen, eine Abwechslung das Essen bei der Bauernfamilie, besonders das Zwiebelkuchenessen auf dem Dorfplatz, spielende Kinder, Frauen versorgten uns. Trotz Frontnähe von 100 (?) Kilometern Fröhlichkeit an einem sehr warmen Tag.

Bei dieser Zivilverpflegung konnte die Gulaschkanone kalt bleiben, die an allen Tagen mit Holz und Kohle von früh bis abends unter Dampf stand. Während des Marsches hatte der Küchendienst nebenhergehend Brennung nachzulegen. Die Asche musste aber nicht gerüttelt werden, das besorgte das Rollen über Kopfsteinpflaster.

Zwischen Genthin und Jerichow bekamen wir den letzten Angriff russischer Flugzeuge zu spüren. Die hatten leichtes Spiel, flogen seitlich der Straße entlang und schossen aus der Breitseite.

In Jerichow war Halt, hier wurde ganz offen von der Absicht gesprochen, über die Elbe zu setzen und sich dort der amerikanischen Armee zu ergeben. Unsere Vorhut, Hauptmann Koch mit Fahrer und bewaffnetem Beiwagen, kam mit der Nachricht zurück, dass die Elbbrücke nach Tangermünde gesprengt sei. – Hier fällt mir ein, dass die Bewohner von Jerichow uns baten, möglichst schnell die Ortschaft zu verlassen, weil die russischen Flieger das Militär besonders aufs Korn nahmen. Diese Bitte wurde hier nicht das erste Mal an uns herangetragen, hierum hatten die Einwohner anderer Dörfer an den Tagen davor auch schon gebeten.

Bald nach Jerichow schlugen wir das Nachtlager auf. In einem Wald neben der Straße spannten wir aus, bauten Zelte auf.

Besonders im letzten Streckenabschnitt wuchs unser Zug stark an. Einzelne Soldaten, kleine Gruppen, Leichtverwundete, vor allem aber vor den Russen flüchtende Familien schlossen sich uns an. Ich schätze, aus der Zugstärke am Anfang von etwa 100 Mann war der Treck mindestens aufs Dreifache angewachsen.

Auch an diesem Abend die übliche Befehlsausgabe, aber nicht mehr in Form der militärischen Vergatterung, mehr nach der Aufforderung: Stehen Sie bequem! Angesichts der Hinzugekommenen hätte militärisches Antreten komisch gewirkt.

Der General ließ durch Hauptmann Koch Bericht erstatten. Koch hatte sich einen Überblick verschafft und gab im wesentlichen folgendes bekannt: Ein Weiterfahren nach Norden auf der Reichsstraße scheidet aus. Von Norden drängten Wehrmachtseinheiten nach Süden, kamen uns entgegen. Die Leitung dieser Züge gab an, dass die Sowjetarmee weiter nördlich bereits bis zur Elbe durchgestoßen sei.

Dann wusste Koch zu berichten, dass die Eisenbahnbrücke Schönhausen/Hämerten gesprengt sei, dass aber in Brückennähe unter amerikanischer Bewachung eine Flussüberquerung eingerichtet sei. Koch hatte ausgekundschaftet, dass das amerikanische Militär deutsche Soldaten aller Waffengattungen überließe, das heißt, in Gefangenschaft nahm; Zivilpersonen durften nicht übersetzen!

Hauptmann Koch schlug dem General vor, die Nacht hier zu verbringen und am nächsten Morgen in aller Frühe aufzubrechen, da sich zur Zeit eine große Ansammlung von Soldaten am Elbufer befände, und fraglich sei, ob das kleine Frachtschiff während der Nacht den Übersetzbetrieb aufrecht hielte.

Darauf befahl der General das Biwakieren hier im Wald.

Die voraussichtlich letzte Nacht unter Befehl der Deutschen Wehrmacht. Für den Fall, dass Kochs Plan aufginge, würden wir am nächsten Tag das Westufer der Elbe erreichen und damit die angestrebte westalliierte Kriegsgefangenschaft.

Unser Treck:

1. Wir, die deutschen Soldaten: Hatten Hauptmann Kochs Beobachtungen und Einschätzungen am nächsten Tag noch Bestand, hätten wir unser Ziel erreicht: Weg vom Russen!

2. Die Flüchtlingsfamilien: Auch sie hatten den Lagebericht Kochs vernommen, wonach die amerikanische Armee Zivilpersonen nicht den Elbestrom passieren ließ. Ähnliches war zwar schon in den Dörfern zu hören gewesen, aber die Familien wähten sich bei uns sicher, besonders nachts. Wir überließen ihnen einen Teil unserer Zelte, es waren warme Tage, wir schliefen auf dem Waldboden oder auf den Planken unserer Wagen. Unsere Gulaschkanone versorgte auch sie mit warmen Speisen und Getränken. Und dann wollten sie wohl nicht glauben, dass sie, aus dem östlichen Teil Deutschlands kommend, geflüchtet vor der Roten Armee, hier nun doch noch in die Hände der russischen Soldaten fallen sollten.

In der Nacht zum 5. Mai verließen sie uns. Ich habe nicht in Erinnerung, dass bei unserer Weiterfahrt am Morgen Zivilpersonen in unserem Tross mit uns fuhren.

Bevor sie uns verließen, konnten wir ihnen Lebensmittel zustecken, unser Vorrat muss groß gewesen sein an Konserven, Milch- und Eipulver, Kommissbrot, haltbar in Dosen verschlossen. Meinem 14jährigen Helfer gab ich ein Paar Wehrmachtsschuhe, seine eigenen waren verschlissen und zerrissen.

Obwohl uns die Frauen mit ihren Kindern fremd waren, ihre Männer oder Väter standen wie wir in der Wehrmacht, wir alle waren seit Wochen und Monaten ohne Nachricht unserer Angehörigen – eine Unterstützung war für uns selbstverständlich.

3. Die Hilfwilligen: Unsere Hiwis waren junge Männer aus der Ukraine. Sie hatten sich beim Einmarsch der deutschen Truppen dort zur Deutschen Wehrmacht gemeldet. Zur Zeit ihrer Freiwilligenmeldung stand das Kriegsglück auf Deutschlands Seite. Inzwischen sah das anders aus. Das Kriegsende stand bevor, Deutschland konnte den Krieg nicht gewinnen, sie waren in verzweifelter Lage. Die Vorteile, die sie sich versprochen hatten, waren dahin, ins Gegenteil umgeschlagen. Eine russische Gefangenschaft wäre für sie zum sicheren Tod geworden, aber auch die westalliierte Kriegsgefangenschaft bot keine Sicherheit: Russland und die Westmächte waren Waffenbrüder, eine Auslieferung an Russland mussten sie annehmen. Sie sprachen über ihre Ängste. – Ein oder zwei Tage vor der Nacht nördlich von Jerichow hat sich ein Ukrainer erschossen. Den Hergang selbst habe ich nicht mitbekommen, wir fuhren im hinteren Teil des Trosses. Die Kolonne hielt, nach kurzer Pause ging es weiter, das frische Grab sahen wir im Vorbeifahren auf dem Acker neben der Straße. In der Nacht zum 5. Mai 1945 hat sich ein weiterer Hilfwilliger durch Erhängen das Leben genommen. Seine Kameraden begruben ihn unter dem von ihm gewählten Baum in der Nähe unseres Biwaks.

4. Mai 1945 – der letzte Tag als Soldat in der Deutschen Wehrmacht

Diese letzte Nacht vor dem von Koch und dem General geplanten Gang in die westalliierte Kriegsgefangenschaft wurde eine lange und schlaflose Nacht. Besonders die älteren Soldaten unseres Trosses waren von Unruhe gepackt. Sie verdamnten dieses Nichtstun, konnten den Aufenthalt hier nicht verstehen, wären lieber zum Fluss gezogen, um möglichst schnell „Weg vom Russen!“ zu kommen. Sie hatten die Kriegsjahre als Soldat hinter sich, wollten nicht zuletzt noch draufgehen, wie sie sagten. Unsere Führung hätte keinem die Entfernung von der Truppe verwehrt, aber sie blieben dann doch beim Haufen.

In dieser Nacht habe ich etwas verbuddelt. Heute weiß ich nicht mehr, was das war und welchen Sinn das Vergraben hatte. Nur dies weiß ich genau: Eingegraben habe ich meine Gasmaskenbüchse, etwas kam in den Innendeckel. Dann habe ich einen Platz im Schnittpunkt zweier Waldschneisen markiert, ein ziemlich tiefes Loch mit Hilfe meines Klappspatens ausgehoben. Eine markante Stelle hatte ich hiermit festgelegt, auch nach Jahren hätte ich sie wiedergefunden. – Wollte ich mich von diesem Stück doch nicht endgültig trennen? Eine Wahrscheinlichkeit: Es kann der Feldpostbrief gewesen sein, den Tante Meta Dirschauer mir geschrieben hatte.

5. Mai 1945

Noch vor Morgengrauen kam der Abmarschbefehl. Die zehn Kilometer bis Schönhausen waren bald zurückgelegt. An der Auffahrt zur Reichsstraße gab es Stockungen durch die von Süden nachströmenden Kolonnen: zu Fuß, auf Militärfahrzeugen aller Art, auch Sanitätsfahrzeuge und Panzer. Obwohl sich unsere Nervosität auf die Pferde übertrug, gingen sie recht gelassen neben den lauten und stinkenden Panzern. Die Gäule müssen einiges gewöhnt gewesen sein im Verlauf des Krieges.

In Schönhausen dann das absolute Chaos! Hier trafen die Militärkolonnen von Süden und Norden kommend aufeinander. – Aber, bei Preußens wird alles geregelt, im Detail und bis zum Schluss! Hohe Wehrmachtsoffiziere und beorderte Mannschaften regelten wechselseitig das Einfädeln in den Landweg zum Fluss, und alles richtete sich danach!

Auf dem Deich dann nur noch Stau. Alles wollte die direkte Deichabfahrt in Brückennähe hinunterfahren, das war der kürzeste Weg zur Anlegestelle des kleinen Frachters, der pausenlos deutsche Soldaten zum Westufer übersetzte. Alles so, wie Hauptmann Koch es beschrieben hatte. Der Außerdeich voller Soldaten aller Waffengattungen, dazwischen auch Zivilpersonen. Die schweren Wagen und Panzer hatten die Fahrer vor dem Deich abgestellt. Die Verwundeten wurden getragen, das waren nicht wenige.

Unser Tross, gut 150 Mann, und immer noch der General an der Spitze, fuhr auf dem Deich Richtung Süden bis zur nächsten Schrägabfahrt. Hier hielt sich kaum ein Mensch auf, denn alles ballte sich möglichst nah an der Anlegestelle des Frachters.

Wir spannten die Pferde aus, wir brauchten sie nicht mehr, nahmen ihnen Siele und Zaumzeug ab, ließen sie frei laufen. Aber die Gäule liefen nicht weg, blieben in unserer Nähe, grasten zwar, kamen unaufgefordert nach bis zum Fluss!

Unser Vorhaben, mit einem selbstgebauten Floß über die Elbe zu setzen, scheiterte an unserem Unvermögen, das Floß zu bauen. Infanteristen sind eben keine Pioniere! Uns blieb nur das Anstellen am Ende der endlosen Schlange vor der Anlegestelle des Elbdampfers.

Auf der Brücke des Dampfers ein *einzelner* amerikanischer Soldat, die Maschinenpistole lässig vor dem Bauch hängend, neben ihm ein deutscher Zivilist, sicherlich der Schiffseigner. - Ein friedliches Bild: hier will keiner mehr schießen!

Einzelne Soldaten, die nicht warten wollten, versuchten über die gesprengte Brücke zum Westufer zu gelangen. Das schafften nicht alle, wir sahen Abstürze, eine Selbststrettung in voller Uniform unmöglich, Rettungsversuche durch andere gab es nicht.

Ein Zwischenfall: Höhere SS-Führer und Angehörige der Feldgendarmerie wollten geradewegs vom Deich kommend aufs Schiff. Sie machten klar, das deutsche Soldaten, die den Vogel (das Reichshoheitszeichen) auf dem Ärmel tragen (und nicht wie die allgemeine Wehrmacht über der rechten Außenbrusttasche auf dem Waffenrock), dass diese Soldaten von den Russen kurzerhand erschossen würden und deshalb müssten sie unverzüglich rüber! Mit ihrer Einschätzung werden sie recht gehabt haben, denn die Waffen-SS hat gern von sich gegeben, dass sich ein SS-Mann weder ergibt noch Gefangene macht! Aber hier kamen sie mit ihrer Forderung nicht durch. Sie mussten sich hinten anstellen.

Vorgelassen wurden verwundete Soldaten und ihre Träger. Offiziere wiesen sie direkt zur Anlegestelle ganz nach vorn. Ein hoher Offizier mahnte: wenn wir einen erwischen, der den Verband pro forma angelegt haben sollte, den erschieße ich eigenhändig! Ich glaube auch heute noch, dass diese Warnung ernstgenommen wurde, Disziplin und Gehorsam hatten immer noch

Bestand in der Wehrmacht. Und dann bestand eine unmittelbare Gefahr ja nicht. Das Getöse von Artillerie und Panzern war noch ziemlich weit weg. Etwa für die Freigabe: Rette sich wer kann! gab es vorerst keinen Anlass.

Gegen Abend waren wir an der Reihe, 10 oder 12 Stunden waren vergangen, nachdem wir am Ende der Schlange Aufstellung genommen hatten. Und wenn einer mal pinkeln musste, seinen Platz verlassen hat er deshalb nicht.

Am Zugang zum Schiff regelten Abzählen und Aufstellen immer noch dieselben Offiziere und Unteroffiziere, die bereits am frühen Morgen hier standen. Der ranghöchste Offizier, der das Kommando übernommen hatte, war ein Oberst.

Zivilpersonen, das waren fast nur Frauen mit Kindern, die mit aufs Schiff wollten, wurden zurückgewiesen. Der Schiffseigner: Mit Zivilpersonen an Bord lässt der Amerikaner nicht ablegen! Dieser Befehl der Alliierten Militärregierung musste von den deutschen Offizieren befolgt werden, sie konnten ja nicht anders. Die Vorstellung fällt sicher nicht schwer, wie widerstrebend sie und wir alle nur zusehen konnten, wenn sich die Frauen mit ihren Kindern wegdrehten und die Anlegestelle verließen. Hier endete für sie die Flucht vor den russischen Soldaten. Für uns waren es Frauen und Kinder deutscher Soldaten, die wie wir in der Deutschen Wehrmacht standen oder vermisst oder gefallen waren.

Fortsetzung folgt

Quellen

Bundesarchiv Koblenz

Ruhrkohlen-Aktiengesellschaft Essen

Deutsches Bergbaumuseum Bochum

Genfer Konvention 1929 – 1934

Broschüre Marinelängstwellensender und Kriegsgefangenenlager Kalbe/Milde

Der Neue Brockhaus, erschienen 1941

Das Dritte Reich, erschienen 1963

Joachim Scholz mit seiner freundlichen Genehmigung: „Von Danzig nach Danzig – ein weiter Weg, Schicksal einer Generation.“ - Die Landeskultur-Ministerien empfehlen das Buch für den Schulunterricht. ISBN-Nr. 978-3-8003-3142-0

Melden Sie bitte Ihren Wohnungswechsel!

Die Nachforschungen nach Ihrer neuen Anschrift sind sehr zeitaufwendig, mit hohen Kosten verbunden und häufig auch erfolglos.

In einem solchen Fall würden Sie aus unserer Kartei gelöscht werden
und erhalten dann die TN nicht mehr.

Senden Sie Bitte Ihre Änderungsmitteilung an folgende Anschrift:

Michael Pauls, Laustraße 53, 70597 Stuttgart

Tel.: 07 11-6 20 22 60

E-Mail: pauls@tiegenhof.de

Ein Abend in der Machandeltreppe

*Mitgeteilt von Manfred Krutein aus dem Werk:
„Anekdoten und Geschichten von der Technischen Hochschule Danzig“
Danziger Hauskalender 1990*

An diesem denkwürdigen Abend waren wie gewöhnlich alle Tische in der Machandeltreppe, einem bekannten Bierlokal in Danzig-Langfuhr, von Stammgästen besetzt, die sich an Bieren und Schnäpsen wohltaten. Das Lokal hatte seinen kuriosen Namen bekommen, weil es nicht zu ebener Erde, sondern eine halbe Etage höher lag und von der Straße aus nur durch eine Außentreppe von achtzehn Stufen zugänglich war. Diese führte zu einer Plattform, von der man durch eine breite Eingangstür in die Kneipe gehen konnte. Etwa zwei Dutzend Gäste saßen an den Tischen und an der Bar und redeten laut aufeinander ein. Eine Runde nach der anderen wurde bestellt, die Erzählungen wurden phantastischer und das Gerede lauter und lauter.

Plötzlich verstummte alles, als zwei junge Kerle, offensichtlich Studenten der TH, zu streiten anfangen und alle Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Sie waren kurz vorher ins Lokal gekommen, brüllten sich gegenseitig an und schienen mit den Fäusten aufeinander losgehen zu wollen. Die Gäste saßen wie gebannt und betrachteten die Szene. Bald darauf kam eine Gruppe von etwa acht Studenten herein. Sie schienen die Streithähne zu kennen und brachten es fertig, die beiden Kampfhähne zu trennen. Um den Frieden zu feiern, bestellten die Studenten sofort vier Runden Bier und Machandel, was die Kellner für eine Weile voll beschäftigte. Bald standen vierzig Biergläser und vierzig Schnapsgläser mit Machandel auf den Tischen der nun friedlichen Studenten. Die allgemeine Unterhaltung ging fröhlich weiter.



Die Lagenfuhrer Machandeltreppe in der Hauptstraße

Plötzlich kam Unruhe und Gelächter von der Tür.

„Kommt mal gucken, hier oben auf der Plattform steht ein Auto!“

rief ein kleiner krummer Mann in Mantel und Hut, der soeben das Lokal verlassen hatte und wieder zurückkam.

„Du bist doch besoffen Mensch!“

„Nicht ganz bei Groschen!“

riefen die Menschen und lachten ihn einfach aus. Der Krumme hielt die Tür ganz weit offen und schrie:

„Glaubt ihr mir jetzt?“

Vor der offenen Tür, hoch auf der Plattform, stand ein zweisitziger schwarzer DKW, als wäre er gerade die Treppe heraufgefahren.

„Donnerwetter!“

Alle Gäste sprangen von ihren Sitzen auf und eilten zur Tür. Wie kam das Auto hier nach oben vor die Tür?

„Das ist mein Auto!“

schrie einer der Gäste wütend.

„Ich hatte es unten auf der Straße geparkt. Wie kommt es hier rauf?“

Er rief dem Wirt zu:

„Rufen Sie die Polizei!“

Da die Polizeiwache nicht weit entfernt lag, erschien schon nach einer Minute ein Polizist mit blankgeputztem Helm. Langsam kam er die Treppe hinauf, blieb vor dem kleinen DKW auf der Plattform stehen und schüttelte verwundert Kopf und Helm. Er hörte sich das aufgeregte Gebabbel des Autobesitzers an und erklärte dann mit fester Stimme:

„Wenn das Auto nicht gestohlen ist, kann die Polizei nichts tun. Das ist Sache der Feuerwehr.“
damit war die Angelegenheit für ihn erledigt und er verließ die Kneipe mit festem Schritt.

Der Wirt rief die Feuerwehr herbei. Die Feuerwehrleute stürzten von ihrem roten Wagen, rollten die Schläuche heraus und schlossen sie mit geübtem Griff an den Hydranten vor dem Haus. Nach lodernden Flammen suchend schweiften ihre Blicke hin und her.

„Wo ist das Feuer? Wo brennt es?“

riefen sie durcheinander. Nach einer Weile begriffen sie, daß man sie wegen eines auf der Treppenplattform stehenden Autos gerufen hatte, und böß rollten sie ihre Schläuche wieder zusammen.

„Wenn das Auto nicht brennt, jeht es uns nuscht an“,
erklärte der Feuerwehrhauptmann.

Der Autobesitzer war erbost.

„Soll ich meinen Wagen erst anstecken, damit ihr was tut? Bringt ihn zurück auf die Straße!“
schrie er. Der Feuerwehrhauptmann richtete sich in seiner ganzen Würde auf.

„Wenn das Auto nicht brennt, jeht es uns nuscht an.“

Und zu seinen Männern gewandt befahl er:

„Alle Geräte verstauen! Zurück zur Wache!“

In weniger als einer Minute war der rote Wagen verschwunden.

Jetzt war guter Rat teuer. Wie konnte der Wagen wieder auf die Straße gebracht werden? Vorschläge wurden gemacht und wieder verworfen. Ein Gast schlug vor, Werftkrähne zu holen. Ein anderer riet, einen großen Gasballon aufzutreiben und damit den DKW anzuheben.

„Vielleicht einen Zeppelin?“

lallte ein Dritter. Ein Trinkfester hatte eine glänzende Idee.

„Könnten nicht die Studenten von der Technischen Hochschule helfen? Die haben doch immer gute Ideen.“

Die waren längst dabei, alle möglichen Pläne zu erörtern. Nach allgemeinem Ratbeschluß erklärte der Wortführer:

„Wenn ihr unsere Rechnung bezahlt, können wir helfen und das Problem lösen.“

„Einverstanden“,

rief der Autobesitzer, der langsam verzweifelt war. Die Kellner eilten treppauf, treppab, um die Gäste auf der Straße mit Bier und Schnaps zu bedienen. Das Geschäft blühte für den Wirt.

„Wenn Ihr's schafft, kriegt ihr von mir noch 'ne Extrarunde spendiert“,
versprach er.

„Angenommen“,

rief einer der Studenten, sobald unsere Rechnung bezahlt ist, gehen wir ans Werk.“

Der DKW Besitzer zahlte für 40 Biere und 40 Machandel und stieg dann zu der erwartungsvollen Menge auf die Straße hinunter. Die zehn Studenten stellten sich zu beiden Seiten des Autos auf, krepelten ihre Hemdsärmel hoch, spuckten in die Hände, packten das Auto an Trittbrett und Stoßstangen an, hoben es hoch, trugen es im Gleichschritt die Treppe hinunter und setzten es auf die Straße.

Die Menge lachte und klatschte begeistert Beifall. Ihr Gelächter erstickte fast das Geschrei des Autobesitzers:

„Jetzt weiß ich auch, wie das Auto da raufgekommen ist, ihr Halunken!“

Jeder ging zurück in die Kneipe, wo alle in Hochstimmung weitertranken. Der Wirt ließ seine Extrarunde auffahren, zu der noch mancher Gast eine weitere für die Studenten spendierte.



MEER DER ERINNERUNG

von Jürgen Herrmann

In meiner Seele wogt ein Meer
von Bildern aus dem Buch des Lebens.
Die Wellen kommen von weit her,
sie sagen mir: Nichts war vergebens.

Die kleinen Wellen plätschern leise
wie ferner Kinderstimmen Klang.
Die großen Wogen, nach langer Reise,
wie Glück und Schmerz, wie ein Gesang.

Ich weiß nicht mehr, ob es so war,
denn mit den Wogen schwindet Klarheit.
Doch Leben ist so wunderbar
als ein Geschenk, das ist die Wahrheit.

**Großes Wiedersehen beim
Treffen der Tiegenhöfer und Werderaner
in Lübeck-Travemünde
vom 26. bis 29. April 2013**

Erinnerungen an die Schausteller vom Danziger Dominik

Von Heinz Foß

Ich war ein Junge von kaum 18 Jahren.

Da wir uns jetzt in der Dominikzeit befinden, ist mir der Gedanke gekommen, einmal an unsere alten Schausteller Familien zu erinnern. Diese haben es ebenfalls verdient, einmal in unseren Zeitschriften, „der Westpreuße – Unser Danzig“ und „Danziger Neuesten Nachrichten“ erwähnt zu werden.

Ich bin der Sohn von Ehepaar Erna und Albert Foß aus Pasewark, Kreis Danziger Niederung.

Im August 1939 war ich noch zu Hause und habe diese aufregende Zeit gut kennengelernt. Schon die Einführung der „Märker“, die allen bekannt waren als Sängerknaben in unserem Freistaat Danzig – das gab uns schon zu denken. Was wollen diese Jungens hier bei uns? Mit ihrem Dialekt waren sie unüberhörbar. Diese Sängerknaben Parolen waren großer Unfug. Nur die Schießbuden-Besitzer auf dem Domikgelände waren begeistert.

Ich selbst habe damals als H. J. Führer in unserem Dorf von der Bann-Dienststelle in Tiegenhof einen Befehl erhalten: Am Abend mit 7 Mann HJtlern auf der Dienststelle zu melden und dies haben wir auch getan. Die Fahrräder wurden noch einmal nachgeölt und ab ging es.

Mit Spannung kamen wir dort wohlbehalten an. Bei der Ankunft gab es gleich ein deftiges Abendbrot. Nach einer geraumen Zeit hieß es dann, auf den bereits angekommenen Lastzug der Spedition „Brunhilde“ aufzusteigen und es ging weiter – wohin? Das wußte Niemand! Gelandet sind wir dann in Kalthof an der Nogat. Empfangen wurden wir von der ansässigen BDM Gruppe mit Musik und Volkstanz.

Gegen Mitternacht hieß es dann wieder einsteigen und ab ging es über die Nogatbrücke zur Marienburg. Hier haben wir nun die beiden Fahrzeuge mit Karabiner und Munition beladen. Schweigend fuhren wir wieder nach Tiegenhof zurück. Im Morgenrauen gab es noch ein Frühstück und weiter ging es nach Hause.

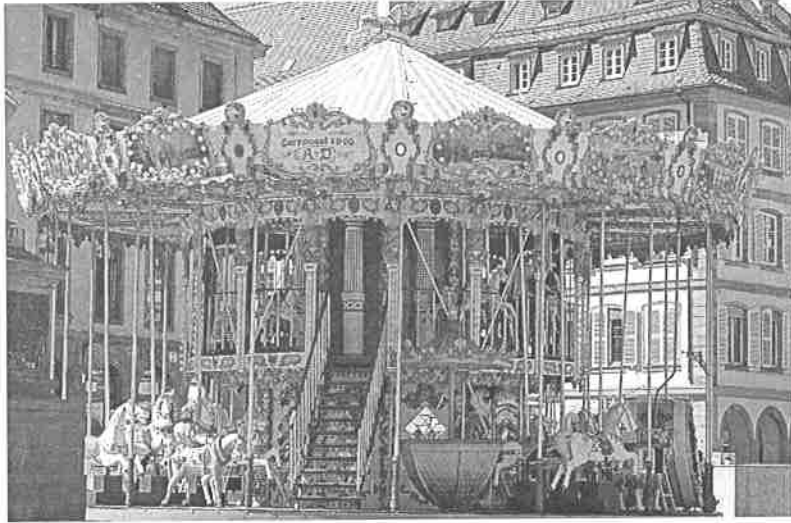
Sollten die Bauern oder Meister nicht rechtzeitig vom Fernbleiben der Jungs unterrichtet worden sein und wollten sich nun beschweren, sollten sie sich mit unserem Ortsgruppenleiter in Verbindung setzen. Von uns durfte keiner über den Einsatz sprechen. Auch durften wir nichts den Eltern von dieser Nacht erzählen. Den Müttern war das natürlich nicht recht, wenn sie nicht wußten, wo ihr Junge die Nacht wohl verbracht hatte.

Es war also ein kriegsbedingter Einsatz. Wie auch die Märker, die hier schon Wochen in der Wieben-Kaserne verbrachten.

Nun kommen wir aber zum eigentlichen Thema:

Wir wollen mit unseren alten Schaustellern gedanklich Verbindung aufnehmen, die auf dem Dominikgelände an der Breitenbachbrücke oder in den Kreisstädten Tiegenhof und Neuteich, auf den Frühjahrs- und Herbstmärkten, anzutreffen waren.

Auf allen Rummelplätzen ist der Schausteller zu Hause. Für die Kinder des Ortes sind sie etwas ganz besonderes. Und jeder will wissen, was noch in den großen Packwagen alles so drin ist. Darum waren die Kinder von Beginn beim Aufbau und bis zum Abbau immer dabei.



Historisches Karussell von 1900 in Staßburg

Der Dominik wurde immer am 05. August, um 12⁰⁰ Uhr mit der großen Glocke der Marienkirche eingeleutet.

Die Ferienzeit war nun beendet – wir mußten wieder zur Schule. 5 Stunden pro Tag und 6 Tage in der Woche, das war unser Törn. Na ja, wir sind aber gern hingegangen.

So, nun habe ich noch folgende Namen und deren Persönlichkeiten im Gedächtnis:

1. Gebr. Maak: Das waren die Steilwandfahrer. Später mit einer zusätzlichen Dame in der Kugel (Globus). Das war Atemberaubend!
2. Rohwedder: mit der Achterbahn. Das war immer ein tolles Erlebnis. Dazu möchte ich noch sagen: Eine Achterbahnfahrt am Tage, das war ein einmaliges Erlebnis und wir hatten ein einmaliges Panorama! Unter uns das Dominikgelände und die Kräne auf der Danziger Werft. Und am Abend... das Bild unserer Straßenbahn mit großer Beleuchtung und vollen Wagen aus Heubude kommend. Sie kam dann mit vollen Wagen von Heubude über die Breitenbachbrücke.
3. Grünwalds Restaurant: Sie hatten immer in der letzten Reihe ihren festen Platz. Ihr Schlager war – Kuchen im Fett und vor Ort selbst gebacken!
4. Eisermann: mit der neuen Avusbahn – zusammenstoßen war der Knaller!!
5. Webers: mit der U-Bootbahn – Sie war neu, schön und sehr schnell. Die Raupe mit der Schirmabdeckung war natürlich ein Knaller.
6. Schippers: Schaubude mit Liliputanern – wurde später nicht mehr erlaubt. Unser Wohnwagen und deren Wagen standen beisammen. Ich habe noch mit unseren beiden Pferden die Wagen plaziert. Wir hatten zu der Zeit das Bodenkarussell mit Pferdeantrieb traditionsgemäß auf dem Dominik dabei.
7. Pottschelny: Dieses Zeltrestaurant war sehr empfehlenswert. Er war der Leiter der Schausteller und des gesamten ambulanten Gewerbes im Freistaat Danzig (der politische Titel war damals „Gauwart“). Er hat zusammen mit Herrn Potrikus auch die Platzverteilung ausgearbeitet.

8. Ehepaar Rasch: mit der größten und schönsten Spielbude. Die Aufmachung wurde von beiden immer neu taxiert. Auch er hat die Gelegenheit durch die Märker genutzt und den Schießbudenteil vergrößert.
9. Herr Max Finke: ein älterer Herr mit doppelter Staatsangehörigkeit. Er hatte die schöne „Krinoline“ (auch Weltkugel). Dieses Karussell war einfach nicht wegzudenken. Es gehörte einfach zum Dominik. Die große Orgel war etwas ganz besonderes! Ca. 12 Zentner schwer und hatte immer die richtige Kirmesmusik auf der Walze.
10. Herr Mühlbrecht: ein alter Mann – alle, die ihn kannten, sagten Opa zu ihm. Die Zigarre und sein Elbinger Platt waren seine Markenzeichen. – Er sprach laut und deutlich. Die Zigarre rauchte er auch kalt. Sein Fahrgeschäft wurde „die Scheibe“ genannt, aber auch „Tempo – Tempo, das Glücksrad der Liebe“. Ein Fahrgeschäft, wo noch die Clowns große Bedeutung hatten. Ich hatte ihn auf dem Frühlingsmarkt in Tiegenhof kennengelernt. Hier hatte er noch eine Schaubude dabei. Seine Reklame war „Wildwest in Tiegenhof“. Messer-, Lassowerfer und Peitschenknallen waren dabei. Dann ein Saloon mit Damen und Cowboys. Eine Theke mit Whiskyflaschen, und auf dem Tresen wurden die Wassergläser hin- und hergeschoben. Dann kam noch der Sheriff, der dann nach einer gewissen Zeit ein Ende bot. Und dies war wieder der Beginn der nächsten Vorstellung. Ab 1920 war Herr Mühlbrecht in Danzig seßhaft. Zudem hatte er noch ein Restaurant, das in der Hauptsache von seiner Frau mit der ehrbaren Hausgehilfen geführt wurde.
11. Herr Friedrich Dörge: hatte das Zeltrestaurant mit vielen Stammkunden. Seine Söhne sind Fritz und Walter Dörge.
12. Fritz Dörge: Kettenkarussell. Sein Hobby war das Angeln.
13. Walter Dörge: mit Tochter, Bodenkarussell in altertümlicher Form und ein Kinderfahrgeschäft mit Autos und Feuerwehr (neu).
14. Schipper van de Ville: mit dem großen Riesenrad und einer Avusbahn mit Autos (neu).
15. Meine Eltern: mit Planetenbahn (neu) und einer Spielbude. Der Schießbudenteil wurde verlängert. Alles zum Gefallen der märkischen Jungs. Das Blumenschießen wurde für die Mädchen zum Hobby. Die Badefreudigen, die von Heubude kamen, hatten auch immer noch Zeit einen Bummel durch die Reihen des Dominiks zu machen.

All diesen Menschen danke ich für das Gelingen dieser immer wieder schönen und aufregenden Rummelfeste.

Sie werden alle stets in meiner und unserer Erinnerung bleiben.

Der Diakon (1945)

von Burkhard Driedger

Die Flucht hatte Mitte März in Pommern ihr Ende genommen, denn die sowjetische Armee hatte uns von Westen her überholt.

Vom 17. April bis 8. Mai 1945 hielten wir uns in dem Dorf Vietzig auf, das direkt neben der Straßenkreuzung Stolp – Putzig und Leba – Lauenburg liegt. Es handelte sich also um einen

Straßen-Knotenpunkt, durch den viele sowjetische Militärfahrzeuge fuhren, - auch jetzt noch, nachdem die Stadt Danzig gefallen war und sich das Kriegsgetümmel nach Berlin verlagert hatte. Durch dieses Dorf Vietzig waren wir schon zweimal durchgekommen. Das erste Mal, als wir uns noch auf der Flucht befanden. Hier war es auch, daß die einheimische Bevölkerung kurz vor unserer Ankunft scheinbar Hals über Kopf geflüchtet war, denn die fertigen Mittagsmahlzeiten standen in den Häusern auf den Tischen, von denen wir uns, sozusagen im Vorbeifahren bedienten.

Als wir das zweite Mal hier durchkamen, diesmal in Richtung Westen fahrend, hatten uns die Sowjets bereits in ihrer Hand. Alle Deutschen mußten auf die Straße, damit sie als Freiwild besser einzufangen waren. Denn alle arbeitsfähigen Deutschen sollten nach Sibirien verschleppt werden. Diese Fahrt, immer noch mit Pferd und Wagen, endete in Zezenow, wo wir am Abend noch ein Plätzchen in einem überfüllten Pfarrhaus fanden.

Nun aber waren wir wieder nach Vietzig gelangt und wir hausten in der Scheune einer landwirtschaftlichen Siedlung am Rande des Dorfes. Auch unsere noch verbliebenen Pferde fanden einen Platz in der Scheune. Zu unserer Hausgemeinschaft gehörte Großvater Julius Driedger und Tante Anna und unsere Familie, zu der Mutter, Ortwin, Volkmar und ich gehörten. So es etwas gab, haben wir auf dem Hof im Freien über einem Loch, mit einem Eisenrost darüber, gekocht, - immer für die gesamte Hausgemeinschaft.

Immer noch war kaum etwas zu sehen von der Zivilbevölkerung, die sich überall verkrochen hatte. Denn die Mädchen und jungen Frauen galten für die sowjetischen Soldaten als Freiwild und sie wurden versteckt gehalten. Nur ganz verstohlen trauten wir uns vom Hof, immer nach jeder Seite hin absichernd. Viele unbespannte Flüchtlingswagen standen überall herum. Und eines Tages hatte jemand solch einen Wagen gesehen mit dem Namen des früheren Eigentümers: Johannes Wiebe, Tralau, Kreis Gr. Werder.

In unserer alten Heimat-Mennoniten-Gemeinde saß ich beim Gottesdienst in der Kirche in Heubuden immer auf der vordersten Bank der Empore. Vor mir, auf der gegenüber liegenden Seite, befand sich die erhöhte Bank für die Prediger und die Diakone. Und einer der beiden Diakone war Johannes Wiebe aus Tralau. Persönlich kannte ich ihn kaum, weil wir nie miteinander gesprochen hatten, - aber bei den Gottesdiensten saß er immer genau vor mir. Er hatte einen Schnurrbart, so einen ähnlichen, wie ihn Kaiser Wilhelm immer gehabt hatte. Ich kannte auch seinen Sohn Helmut, der manchmal zu unseren Jugendstunden nach Kalthof kam, wenn er gerade in Urlaub war.

Von sämtlichen Nachrichten waren wir abgeschnitten, denn es gab weder ein Radio noch eine Zeitung. Wir lebten nur von einer Stunde auf die andere. Doch gerne hätten wir noch gewußt, wo alle unsere Freunde, Bekannten und Verwandten geblieben waren. Wir trauten uns auch nicht, zu Fuß auf die Suche zu gehen, z. B. in die Nachbardörfer, denn niemand konnte wissen, ob er noch einmal zurückkehren würde und ob diese Suche nicht in Sibirien enden könnte.

Und nun plötzlich dieses „Heimat-Zeichen“: Johannes Wiebe, Tralau.

An einem anderen Tag kam plötzlich jemand, der sagte, daß in der und der Richtung jemand mit einem Pferdegespann auf einem Ackerstück eggen würde. Wir dachten, daß das ein Irrer sein müßte. Ein Menschenleben galt in jener Zeit gar nichts. Wie leicht konnte dieser Mensch einfach als Zielscheibe von einem Sowjet-Soldaten benutzt werden, die zu hunderten, besonders auf der Straße Putzig- Stolp, passierten. Wir befanden uns zwar kalendermäßig in der zweiten Hälfte des Monats April, - die Sonne schien und das Wetter war schön, und in normalen Zeiten hätte die Saatbestellung schon längst eingesetzt. Aber nun?

Jedenfalls konnte wohl derjenige, der sich angeschickt hatte, mit der Saatbestellung zu beginnen, kein schlechter Mensch sein. Ich pirschte mich vorsichtig in die angegebene Richtung. Und wirklich, da sah ich es selbst: Ein vollbärtiger Mann lenkte ein Pferdegespann, das an eine Egge gespannt war. Ich ging näher heran und der Kutscher sah mich kommen. Er stockte und hielt an, - und erwartete mich. Und als ich bei diesem Mann stand, erkannte ich hinter dem Vollbart die Gesichtszüge des Johannes Wiebe, Tralau. Wir begrüßten uns, aber Herr Wiebe erkannte mich nicht gleich. Wie konnte er mich auch hier vermuten? Ich erzählte ihm, das Großvater bei uns sei. Das war das Zeichen, auf das hin Herr Wiebe seine Pferde ausspannte und sagte, daß er uns aufsuchen wolle, nachdem ich geschildert hatte, wo wir zu finden seien.

Großvater war seit Jahrzehnten Prediger in der Mennoniten-Gemeinde Heubuden. Lange hatten also Großvater und Herr Wiebe zusammen auf der Predigerbank gesessen. Die beiden kannten sich bestens.

Bald darauf kam dann Herr Wiebe, zusammen mit seiner Frau Ida, verw. Harder, geb. Dyck. Später nannten wir sie „Tante Ida“, - so wie wir später auch Herrn Wiebe mit „Onkel Hans“ anredeten. – Dieses Wiedersehen und diese Freude, die wir dabei empfanden, kann ich kaum beschreiben: Endlich einmal jemand „von zu Hause“ zu treffen.

Was hatte nun Onkel Hans dazu bewogen, in dieser gefährlichen Zeit eine friedliche Arbeit zu beginnen?

Nun, einmal hielt er es nicht mehr länger aus, in einem Versteck zu sein. Als alter Bauer konnte er dem Drang nicht widerstehen, der Erde neue Saat anzuvertrauen, der Erde, die auf ihre Beackerung längst wartete. Und die Sonne schien.

Dann aber wußte Onkel Hans, daß Hungerzeiten überwunden werden können durch eine neue Ernte. Aber erst wenn gesät wird kann auch geerntet werden. Und so hatte er einfach zwei Pferde gesucht, gefunden, - und er hatte sie eingespannt. Er fragte nicht nach der äußeren Gefahr. Er mußte das tun. So einfach war das!

Wer aber weiß das heute noch, im Jahre 2012? Wer weiß noch etwas von Saat und Ernte? Und daß es eine Hungersnot geben kann?

Wir blieben fortan mit Wiebe's zusammen. Sie kamen mit, als wir am 8. Mai 1945 nach Belgard umzogen und wir waren zusammen, als wir aus Polen, im Dezember 1946, ausgewiesen wurden. Auch in Kühren waren wir zusammen. Dort starb Tante Ida und ich habe geholfen, sie zu beerdigen. Noch vor uns siedelte Onkel Hans über in die Westzonen von Deutschland und er wanderte, zusammen mit seinem Sohn und dessen junger Frau Gerda, geb. Regehr/Altmünsterberg, aus nach Südamerika. In El Ombú hatte Onkel Hans wieder die Möglichkeit Bauer zu werden. Sein Grab haben wir im Jahre 1991 besuchen können, - und viele Erinnerungen wurden wieder wach dabei.

<p style="text-align: center;">Herzlich Willkommen zum Treffen der Tiegenhöfer und Werderaner in Lübeck-Travemünde vom 26. bis 29. April 2013</p>
--

Lebensbild eines Schneidermeisters

von Carl Eberle (1843 –1939)
ingesandt von Herbert Maschke

Zur Veröffentlichung in der Fachzeitung „Der Schneidermeister“ schreibt Schneidermeister Carl Eberle im Dezember 1929 folgenden Lebenslauf.

Am 16. Dezember 1843 geboren, erlernte ich im Jahre 1857 – 1860 das Schneiderhandwerk. Nach beendeter 3jähriger Lehrzeit im Dezember 1860 verblieb ich noch 4 Monate bei meinem Lehrmeister und begab mich dann, alter Sitte entsprechend, auf die Wanderschaft. Diese sah mich in den Provinzen Pommern, Brandenburg, Provinz Sachsen und dem Fürstentum Jera. Im Jahre 1863 beschloß ich mich freiwillig zum Militärdienst zu melden und trat im Oktober beim 1. Ostpr. Büsilier-Regt. 33 Graf Rohn in Köln a/Rh. ein. Ehe meine Dienstzeit im Jahre 1866 beendet war, brach der Krieg mit Oesterreich aus und ich nahm beim selben Regiment an dem Feldzuge teil. Nach erfolgter Entlassung im November 1866 begab ich mich wieder in die Heimat und machte am 14. Februar 1867 in Neuteich vor der Innung meine Meisterprüfung. Ich betrieb mein Handwerk als Junggeselle bei meinen Eltern wohnhaft weiter und hatte sehr gut zu tun, so daß ich 2 Gesellen und einen Lehrling beschäftigen konnte. Der gegen Frankreich geführte Krieg 1870/71 brachte mich als Teilnehmer wieder in den Feldzug. Im Jahre 1872 erschien mir mein Wirkungskreis an meinem

bisherigen Ort in Marienau zu eng und ich verlegte meine Schneiderei nach Tiegenhof. Auch hier betrieb ich mein Handwerk als Junggeselle weiter und beschäftigte 5 Gesellen und einen Lehrling, die ich auch selbst in Kost und Logis hatte. Sämtliche Mahlzeiten für uns 7 Personen habe ich persönlich zubereitet. Als mir die beiden Berufe Schneidermeister und Hausfrau zu schwer wurden, trat ich endlich im September 1872 in den Ehestand. Da mein Personal inzwischen auf 10 Gesellen und 2

Schlosserstraße



Aus der Vorhofstraße sind wir in die Schlosserstraße gegangen und stehen fast am Ende. Im Blick zurück sehen wir unter dem Kastanienbaum verdeckt Haus Hollstein, dann Otto Hinz, Clara Romanowski, Carl Ebler und vor uns die Konditorei Korella. Der Beischlag gegenüber links gehört zum Haus Walter Bergmann.

Lehrlinge herangewachsen war, reichte meine damalige Werkstatt und Wohnung nicht mehr aus und ich erwarb 1876 ein eigenes Hausgrundstück, in dem ich noch heute wohne.

Bei meinem Zuzuge nach Tiegenhof suchte ich nach einer Innung und fand auch trotz bestehender Gewerbefreiheit noch 5 Mitglieder der alten Innung. Obermeister und Kassierer traten jedoch aus, nun führten wir 4 Mitglieder die Innung weiter, dabei übernahm ich das Amt des Kassierers. Nach mühevoller Arbeit brachten wir die Innung wieder hoch und zählten bis zu 36 Mitglieder. Inzwischen wurde ich zum Prüfungsmeister gewählt und habe dieses Amt bis zum Vorjahre über 50



Ehemaliges Wohnhaus von Schneidermeister
Carl Ebberle in der Schlosserstraße

Jahre inne gehabt. Am 14. Februar 1917 feierte ich mein 50jähriges Meisterjubiläum und erhielt unter anderem zahlreiche Ehrungen: einen Ehren-Meisterbrief der Handwerkskammer Danzig, desgleichen einen solchen von der Schneiderinnung Tiegenhof. Eine große Freude wurde mir zu meinem diesjährigen Geburtstage zuteil, indem ich mit einem Glückwunschsreiben das Bild des Reichspräsidenten v. Hindenburg mit eigenhändiger Unterschrift erhielt. Ich fühle mich sonst noch körperlich und geistig sehr rüstig und weile lieber unter der Jugend, als etwa unter Gleichaltrigen.

Das Grab der Mutter gefunden

von Erna Adelman geb. Klatt

Mein Vater hieß August Klatt (Riemenaugust), geboren in Bodenwinkel. Meine Mutter Helene Klatt geb. Hübert stammte aus Pasewark.

Ende April 1945 mußten wir unser geliebtes Dorf Bodenwinkel bei Danzig (Frische Nehrung) verlassen. Gott sei Dank sind wir in Dänemark, Kopenhagen am 5. Mai 1945 gelandet und kamen dort in ein Lager. In diesem Lager wurde meine Mutter schwer krank, sie hatte Typhus.

Leider mußten wir von dort fort und kamen in ein anderes Lager, Lindholm bei Aalborg. Lange haben wir nach meine Mutter gesucht und sie nicht gefunden. Irgend wann bekamen wir eine Nachricht, daß meine Mutter in Kopenhagen verstorben war. Mein Vater starb in Aalborg. Er ist auch dort beerdigt.

Meine Mutter hatte eine Schwester, die vor dem Krieg einen Dänen geheiratet hatte. Meine Cousine in Dänemark haben wir nach dem Krieg besucht.

Wir wußten immer noch nicht, wo meine Mutter beerdigt ist.

Mit einer anderen Cousine und ihrem Mann sind wir nach Kopenhagen auf einen großen Friedhof gefahren. Dort waren Dänen, deutsche Soldaten und Flüchtlinge beerdigt. Ein Friedhofsgärtner zeigte uns die Gräber von den Flüchtlingen und den deutschen Soldaten. Am Tag vorher war der Gärtner dort und hatte gemäht. Wir sind auf die Knie und haben das Gras von den Grabsteinen weggeräumt. Nach einiger Zeit haben wir uns auf einen Stein gesetzt und einen Bonbon gelutscht, und wie wir halt erzogen sind, habe ich einen Papierkorb gesucht.

Dort war ein großer Stein mit einer Platte drauf. Darunter lagen zwei Bücher mit den Namen von den Soldaten und Flüchtlingen. Auch eins von Besuchern lag dort. Ich habe das Grab meiner Mutter sofort gefunden, da alles alphabetisch eingetragen war. So fand ich das Grab meiner Mutter nach vielen Jahren. Das Grab meines Vaters in Aalborg hatte mein Neffe schon lange vorher besucht.

Meine Mutter starb am 14. Juli 1945 und mein Vater am 31. Juli 1946

Mit heimatlichen Grüßen an alle Bodenwinkler und Danziger.

Die Weichsel

*eine Betrachtung von Hans-Joachim Dyck
aus Danziger Hauskalender 1995*

Jeder, der in Weichselnähe geboren wurde, dort aufgewachsen ist und gelebt hat, weiß es. Die Weichsel hatte auf alle Menschen, nicht nur auf uns Kinder, magische Anziehungskräfte. Fuhr oder ging man in Richtung Weichsel, erschien der wuchtige Damm wie ein Bollwerk. Schließlich war es das einzige Hindernis, das den Blick in die Ferne verwehrt, stand man unmittelbar davor. Erstieg man ihn und stand auf dem Damm, eröffneten sich ganz neue, immer anders geartete Perspektiven. Von denen zu berichten meine ich, lohnt sich.

Fast 1 000 Meter war die Entfernung von Damm zu Damm zwischen Rotebude und Käsemark, 311 m die eigentliche Flußbreite. Majestätisch floß sie stromab die letzten 10 km in Richtung Ostsee und doch nicht ungefährlich. Immer wieder bildeten sich sogenannte „Strudel“, die auch geübten Schwimmern bei Unachtsamkeit gefährlich werden konnten. Urplötzlich wurde man herabgezogen, und dem Überraschungsmoment folgte oft panische Angst, die leider zu vielen Unglücksfällen führte. Trotzdem war es schön, in der Weichsel zu schwimmen. Als „Geübte“ haben wir sie oft überquert. Um aber am Ausgangsort wieder anzukommen, mußte man schon etliche 100 m stromaufwärts tippeln. Die Strömung ließ auch bei ruhigem Wasserlauf ein Durchschwimmen auf dem geraden Weg nicht zu. In der Regel war die Abdrift ca. 3 bis 400 m. Aber Spaß machte es immer.

Eigentlich bin ich jetzt schon mittendrin. Also dann ein paar Eindrücke und Erlebnisse im Zusammenhang mit der Weichsel.

Schon als Kinder haben wir in der Weichsel gebadet. Allerdings in einem streng begrenzten Bereich, der extra abgesteckt und eingezäunt wurde. Wir konnten direkt auf eigenem Weg neben unseren Feldern bis zum Weichseldamm laufen oder fahren. Dann mußten wir über einen Zaun klettern – der Übergang war hergerichtet – und waren schon an der Wachtbude. Ganz schnell ging's dann über den Weichseldamm zwischen die Bühnen. Dort war bei Niedrigwasser im Sommer ein breiter Sandstrand. Und hatten wir Durst, dann gab es in der Wachtbude Limonade. Viele dieser Wachtbuden, die auch in den 30er Jahren noch ihren Sinn hatten, waren bewirtschaftet.

Der Weichseldamm selbst war überhaupt die einzige Erhebung. Bei schönem Wetter konnten wir sehr weit sehen. Nach Osten zu begrenzte die Elbinger Höhe und nach Westen die Danziger Höhe den Horizont. Dazwischen war alles topfeben, Raps-, Getreide-, und Rübenfelder, aber auch viele Wiesen mit weidenden Kühen soweit das Auge reichte. Unterbrochen nur von den obligatorischen Kopfweiden entlang den Wegen oder den Gräben zwischen den Feldern und Wiesen. Mitunter auch, wie beispielsweise bei uns, eine lange Reihe riesiger Pappeln, die wie eine Allee aussahen, aber unseren Holzbedarf voll deckten. All das – und noch mehr – sah man vom Damm. Rund um die Dörfer mit ihren Kirchtürmen und landwirtschaftlichen Gebäuden, sogar zwei Windmühlen konnte man von unserer Wachtbude sehen.

Auch rodeln konnte man im Winter vom Weichseldamm. In knapp einer halben Stunde zogen wir gemeinsam durch die „Krumme Bucht“ zum Damm. Dort wurde dann um die Wette gerodelt. Der Damm hatte außen auf halber Höhe einen Weg. Der diente bei Hochwasser für Versorgungsfahrten. Wenn wir von der Deichkrone runter fuhren, hatten wir schon ganz schön Schwung und machten nach Überquerung des Weges einen richtigen Luftsprung. Das war dann natürlich „die Masche“. Oft waren wir bis zu 15 Partien gleichzeitig beim Rodeln.

Bei den Wachtbuden waren immer Treppen aus Holz oder Stein. Diese waren notwendig, da die zur Wachtbude gehörenden Wirtschaftsgebäude hinterm Damm an dessen Fuß lagen. Neben diesen Treppen fehlte meist der Grasbewuchs. Ein ½ m breiter Streifen war gewalzt oder geschottert, um Lasten heraufzuziehen. Leichtsinnig habe ich mir zugemutet, mit unserem stabilen Handwagen da herunter zu fahren. Ich kam nicht weit, sondern flog im hohen Bogen vornüber raus. Stirn und Nase hatten nur noch wenig Haut. Die Hände waren arg rissig.

Großen Eindruck machte auch der sogenannte „Außendeich“ auf uns. Es war der Teil zwischen eigentlichem Flußbett und dem Damm. Insgesamt bei uns etwa 650 m breit, entfielen davon auf unserer Seite nur Breiten zwischen 100 und 200 m. Dieser Außendeich war erforderlich, um bei Hochwasser die ungeheuren Wassermassen aufzunehmen. Wurde doch die Weichsel dann fast 1000 m breit. Dieser Außendeich war sehr unterschiedlich.

Teilweise, hauptsächlich ab der Schleuse „Danziger Haupt“ bis zur Mündung, bestand er aus riesigen Wiesen, auf denen nach dem Frühjahrshochwasser Jungvieh weidete. Da dafür keine Wartung erforderlich war, konnte es bis zum Herbst dort bleiben. Im Münsterberger Markungsbereich war der gesamte Außendeich mit Busch- und Strauchwerk bewachsen und wurde nicht landwirtschaftlich genutzt. Dafür gab es in diesem Gestrüpp um so mehr Niederwild. Neben Hasen und Füchsen, die sich dort gut verstecken konnten, brüteten Wildenten, Rebhühner und sehr viele Fasanen. Für uns als Kinder ergaben sich über weite Strecken ungeahnte Möglichkeiten für Versteckspiele oder Ritter und Räuber. Die zogen sich im Sommer manchmal über halbe Tage hin und schlossen meist mit dem obligatorischen Bad.

Fast in jedem Jahr wurden dort Fuchsbaue ausgegraben. Der meist leichte, aber trotzdem widerstandsfähige Boden machte es Meister Reinike leicht, lange Röhren zu bauen. Ich erinnere mich, daß wir bei einem Ausgraben 13 Seitengänge entdeckten. Bis wir mit Hilfe eines gut ausgebildeten Dackels dann die Röhre mit den Jungen entdeckt hatten, hatte die Fähe sie eingegraben. Sie selbst war durch einen uns zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannten Ausgang geflohen. Nur zufällig entdeckten wir bei einer Grabepause die Jungen, weil sich plötzlich der Boden hob und senkte. Sechs kleine Füchlein kamen zum Vorschein, die wir freudestrahlend mit nach Hause nahmen, denn wir durften sie an eine Fuchsfarm auf der Danziger Höhe weiter verkaufen. Für den Jäger war dieses Gebiet natürlich ein Eldorado.

Erwähnenswert scheinen mir auch die vielen Buhnen. Jeder Weichselkenner erinnert sich an die regelmäßig in den Strom hineingebauten künstlichen Landzungen, die immer mit großen Steinen besonders befestigt waren. Sie dienten zur Regulierung der Strömung und zum Grundschutz der Dämme. Ihnen sind aber auch viele gefährliche Strudel zu verdanken. Während im allgemeinen das Ufer zwischen den Buhnen durch Sandanschwemmungen nur ganz allmählich abfiel, ging es an den Buhnenköpfen steil abwärts. Es wurde unmittelbar grundlos. Deshalb eigneten sich diese Plätze ausgezeichnet zum Angeln. Manch ein Hecht wurde da gefischt. Überhaupt war die Weichsel sehr fischreich. Ihre Aale – gleich wie zubereitet – waren eine wahre Delikatesse. Aalreusen wurden oft quer über den ganzen Fluß verteilt eingehängt. Am nächsten Tag fuhr man dann von Reuse zu Reuse, um die Beute zu entnehmen. Nicht selten kamen Exemplare von mehr als 1 m Länge und Armdicke zum Vorschein.

Interessant war natürlich auch der Schiffsverkehr. Von Schöneberg verkehrten täglich zwei Dampfer. Sie fuhren morgens schon vor 5⁰⁰ Uhr weg. Am späten Nachmittag kamen sie dann zurück. Wir sind – nachdem der Weichsel-Haff-Kanal 1929 geschlossen und die Rothebuder Schleuse zugeschüttet wurde – immer mit der „Borussia“ zum Markt nach Danzig gefahren. „Brunhilde“ und „Augusta“, die von Tiegenhof nach Danzig fuhren, waren für uns erst ab Danziger Haupt erreichbar, bevor sie die Elbinger Weichsel verließen. Ausflugsverkehr kam teilweise sogar

aus Thorn und Warschau weichselabwärts nach Danzig. Viel interessanter war der Lastverkehr. Langsamer, als wenn man zu Fuß ging, zogen Schlepper manchmal bis zu fünf Lastkähne stromaufwärts. Stromabwärts ging's schneller. Ohne Schlepper, nur durch den Strom, trieben riesige Holzdriften Richtung Weichselmündung. Sie wurden manchmal über die offene See nach Danzig geschleppt, wenn die Mündung erreicht war und der Strom nicht mehr trieb. Meist ging es aber durch die Schleuse bei Einlage in die „Tote Weichsel“ zu den Sägewerken am Stadtrand.

Ich sprach von den Wachtbuden, die in regelmäßigen Abständen beidseits auf den Dämmen standen. Sie dienten von altersher der Stromüberwachung. Wie wichtig sie waren, verbindet sich mit einem meiner ersten bewußt wahrgenommenen Weichselerlebnisse. Der Winter 1928/29 war einer der kältesten und schneereichsten. Lange war die Weichsel „zu“. Wir sagten, die Weichsel steht. Meterdicke Eisschollen verhinderten jede Eisbrecher-Tätigkeit. Als dann das große Tauwetter einsetzte, stauten sich Wasser und Eis. Mit riesigem Krachen barst das Eis, staute sich aber im gesamten Weichselllauf immer wieder und verhinderte den Ablauf der riesigen Eis- und Wassermassen. Das Wasser stieg und stieg. Alle männlichen Dorfbewohner links und rechts der Weichsel waren pausenlos unterwegs, die Dämme zu überwachen, undichte Stellen rechtzeitig zu entdecken und sofort abzudichten. Das Wasser stieg letztendlich so hoch, daß man von Neumünsterberg im Eis mitgeführtes Strauchwerk und Äste über der Dammkrone treiben sehen konnte. Nie wieder habe ich so ein Hochwasser erlebt. Die größte Sorge bereitete die Schleuse zum Weichsel-Haff-Kanal bei Rothebude. Sie drohte dem ungeheuren Druck von Wasser und Eis nicht standzuhalten. Alle verfügbaren Wagen aus dem Dorf waren mit Material beladen, um im Falle eines Bruches sofort die Schleuse zuzuschütten. Schon im nächsten Jahr wurde der Kanal stillgelegt und die Schleuse zugeschüttet. Nach Fertigstellung des Linauwerkes wurde dann der gesamte Grundwasserspiegel um über 2 m gesenkt. Damit wurde der Kanal zum Rinnsal, nur noch zum Fischen und Schlittschuhlaufen geeignet. Letzteres haben wir dann auch reichlich genutzt und sind in den Weihnachtsferien über die Linau manchmal sogar bis zum Frischen Haff gelaufen.

Eisgang gab's in jedem Jahr, mal mehr mal weniger. Oft kam die Weichsel zum Stehen. Ich habe es mehrfach erlebt, daß sogar Busse über das Eis fuhren. Meist kamen jedoch bald Eisbrecher über die offene See und brachen die Weichsel zumindest bis zur „Rothebuder Dampfähre“ auf. Es sah schon toll aus, wenn sie mit Volldampf auf die oft meterdicke Eisfläche zufuhren, sich mit dem abgerundeten, aber scharfen Bug auf das Eis schoben und dann meistens einbrachen. Meist arbeiteten drei Eisbrecher gleichzeitig. Immer wieder kam es vor, daß dann doch mal einer festsaß und zurückgeschleppt werden mußte. Für die Dampfähre war das Übersetzen bei Treibeis eine Tortur. Da sie immer gegen den Strom an den Anleger mußte, setzten sich oft Eisschollen dazwischen und verhinderten ein Anlegen. Überfahrten dauerten oft Stunden. Und ein paarmal fuhr sich die breite, klobig wirkende Fähre in großen Schollen fest. Einmal wurde sie von Eisbrechern, die in Danzig alarmiert wurden, erst auf offener See freigebrochen. Recht zugig ist es da zugegangen, denn die Fähre war mit dem Postbus, Zink und Co und weiteren Autos randvoll. Passiert ist nichts. Aber für alle Beteiligten war es ein hochdramatisches Erlebnis, das mehr als vier Stunden dauerte.

Für uns Kinder war besonders interessant, wenn so eine Scholle mal zwischen den Bühnen kreiste, und wir aufspringen konnten. Mit langen Stangen hielten wir sie dann „unter Land“. Recht gefährlich, wie wir feststellten, als wir einmal nur noch mit Mühe abspringen konnten und gerade noch die Bühne erreichten. Natürlich hatten wir uns nicht nur die Schlorren verschafft, aber das kam ja im Winter öfters vor.

Ein Wort noch zum Hochwasser. Das gab's öfter im Jahr. Hing doch der Gesamtwasserstand sehr vom Zustand der Karpaten ab, denn dort entspringt ja die Weichsel. Bei später Schneeschmelze kam das letzte gefährliche Hochwasser oft noch im Juni.

Viel gäbe es noch zu erzählen. So lang wie die Weichsel ist, so vielfältig ist das Erleben dieses Stromes.

Wie komme ich in die Marienfelder Kirchengemeinde.

von Dora Schmidt

In den 50ziger Jahren wurden die evangelischen Kirchen in unserer Heimat alle katholische Kirchen. Es war uns als Deutsche erlaubt auch diese zu besuchen, aber am Abendmahl durften wir nicht teilnehmen. Damals erhielt ich in Danzig eine Arbeit. Ich lernte Elektromotoren neu zu wickeln, die im Krieg beschädigt worden waren. Dieselben waren sehr wichtig für die Entwässerungspumpen im Umland.

Nun zum Thema Kirche, in Danzig habe ich erfahren, daß in Zoppot unweit der Mole eine evangelische Kirche ist. So bin ich am Sonntag mit der Stadtbahn nach Zoppot gefahren und konnte dort am Gottesdienst teilnehmen. Der war in polnischer Sprache, die ich ja in der Nachkriegszeit gelernt hatte. Das Abendmahl fand an dem Sonntag in einer Kirche in Danzig-Langfuhr statt. Herr Pfarrer Dietz nahm mich dorthin mit, denn ich wußte nicht wo diese Kirche ist. Es war für mich seit 1944 das erste Mal, daß ich wieder an einer Abendmahlsfeier teilnehmen konnte. Nach der Andacht, beim Verlassen der Kirche, die auf einer Anhöhe stand, erblickte ich ziemlich versteckt eine Bank. Als ich mich dort gesetzt hatte, konnte ich zum Himmel aufsehen und fühlte mich frei. Nach all den schweren und schlimmen Erlebnissen der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Nun konnte ich ja öfter den Gottesdienst besuchen.

In meinem Heimatort und in den Nachbardörfern gab es noch einige evangelische Familien. Darum haben wir den Herrn Pfarrer gebeten, daß er zu uns kommt, um die Kinder zu taufen und den Eltern und Großeltern das Abendmahl zu reichen. Es war für die meisten zu umständlich nach Zoppot zu fahren. Wir jüngeren Leute sind ja zur Andacht nach Zoppot gefahren, damals eine Tagesreise.

Dann zu unserer Hochzeit 1955 kam der Herr Pfarrer Dietz, der auch deutsch sprach und hat uns zu Hause getraut. Er mußte auch mit der Kleinbahn kommen und den Rest des Weges bis zu uns nach Hause mit dem Motorboot zurücklegen.

Als unsere Kinder getauft wurden, sind wir d. h. drei Familien nach Zoppot gefahren. Auf dem Heimweg passierte dann folgendes. Ein paar Stationen hinter Danzig sprang die Lokomotive aus den Schienen. Die Ursache waren ein paar Steinchen auf den Schienen. Nun war guter Rat teuer. Die Männer gingen zu einem Bauern, der kam mit einem größeren Pferdewagen und brachte uns an die Stromweichsel. Auf der anderen Uferseite war der Anschlußzug weg, nun hieß es warten. So kamen wir erst spät abends zu Hause an.

Bis 1972 waren wir noch in der Heimat. Die beiden ältesten Kinder wurden noch in Zoppot konfirmiert. Am 21.12.1972 kamen wir mit sechs Personen im Lager Marienfelde an; gerade zur Weihnachtszeit. Dort hat uns Herr Pfarrer Eberhardt besucht und in die Marienfelder Kirchengemeinde aufgenommen. Obwohl wir seit 1981 im Berliner Bezirk Lankwitz wohnen, sind wir weiterhin Gemeindemitglieder der Marienfelder Kirchengemeinde.

Was würde mir fehlen, wenn es die Kirche nicht gäbe?

von Dora Schmidt

Folgender Aufruf machte die Kirchengemeinde Marienfelde:

Liebe Gottesdienstbesucher,

was würde fehlen, wenn es die Kirche nicht gäbe?

Mit dieser Frage beschäftigen wir uns schon lange und würden gerne darüber in einer der nächsten Ausgaben des GEMEINDEREPORTs schreiben.

Dafür brauchen wir jedoch Ihre Hilfe. Wir möchten Sie bitten, sich ebenfalls mit dieser Frage auseinanderzusetzen und uns auf diesem Zettel zu antworten.

Ihre Antwort können Sie gerne beim nächsten Gottesdienst oder in der Küsterei abgeben. Natürlich können Sie uns auch faxen oder eine Email senden.

Wir bedanken uns im Voraus für Ihre Antwort!

Ihre GEMEINDEREPORT – Redaktion

Was würde mir fehlen, wenn es die Kirche nicht gäbe?

Wo der Glaube aufhört, beginnt das Chaos!

So wie eine Blume und alles was lebt gepflegt werden muß, muß auch unsere Kultur, zu der die Kirche gehört, gepflegt werden. Jahre ohne Kirche, habe ich seit 1945 erlebt, in meiner Heimat am Frischen Haff, im Freistaat Danzig. Die Kirche, in der ich getauft und konfirmiert und meine Eltern getraut wurden, wurde 1945 zerstört. Diese Region wurde zunächst russisch und später von den Polen in Besitz genommen. Nach 40 Jahren wurde eine neue Kirche gebaut.

Meine Großeltern hatten ein altes Predigtbuch. Weil die Großmutter erblindet und gichtkrank war, habe ich jeden Sonntag den Großeltern daraus vorgelesen. So hatten wir alle unsere Andacht. Nur was fehlte, war der gemeinsame Kirchgang. Im Sommer fuhr extra ein Dampfer oder ein Motorboot zur Kirche für alle Dorfbewohner, weil die Kirche 10 km entfernt von unserem Ort stand. Im Winter war die Elbinger Weichsel zugefroren, dann fuhren wir mit dem Pferdeschlitten oder auf Schlittschuhen oder gingen zu Fuß zur Kirche. Denn ohne Kirche fehlte die Orgelmusik. Wie feierlich war es, wenn die Gemeinde die schönen Kirchenlieder sang. Die schönen religiösen Feste, denn erst durch die Teilnahme z. B. am Ostergottesdienst wird es ein richtiger Feiertag. Es ist schon richtig: Kommt mit Euren Sorgen und Nöten zu mir, dann wird Euch geholfen werden. Auch nicht zu vergessen, die gemeinsamen Dankgebete und Lieder. Wenn es keine Kirche und keine guten Theologen mit ihrem Zuspruch geben würde wie in unserer Marienfelder Dorfkirche, wäre es undenkbar. Wir sind auch sehr stolz, daß die Dorfkirche sehr gute Orgelmusiker und Chöre hat. Die Kirche ist wie ein Vaterhaus.

Urlaub in der alten Heimat

von Rosemarie Lietz

Auf unseren Aufenthalt in Polen im Juni 2012 haben wir uns, wie schon in den Jahren zuvor, sehr gefreut. Auch in diesem Jahr hatten wir den Termin für den Heimatbesuch meines Mannes Georg Lietz in Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański i so geplant, daß wir wieder an den Wertertagen 2012 teilnehmen konnten.

Unser Urlaub war gebucht vom 05.06.2012 bis 15.06.2012. Rechtzeitig hatten wir uns Plätze im EST – Bus reservieren lassen, so daß wir guten Mutes am Dienstag, 5.06.2012, vom ZOB Hamburg direkt nach Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański starteten. Wie schon in den Jahren zuvor, war der Bus voll besetzt. Hamburg – Tiegenhof/ Nowy Dwór Gdański scheint eine gefragte Strecke zu sein, wobei doch für viele Mitreisende das Ziel Danzig war. Sicherlich waren auch Fußballfans an Bord, die die Spiele zur Europa Meisterschaft in Danzig besuchen wollten. An unserem Ziel Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański morgens angekommen, erwartete uns bereits unser guter Roman aus Stutthof, der uns auf direktem Weg nach Stutthof fuhr. Unser Zimmer hatten wir wieder im Haus „Karola“ gebucht, das heißt bei Carola und Jannek Rymkiewicz, die mit einem exzellenten Frühstück bereits auf uns warteten. Wir waren wieder angekommen und konnten uns wie zu Hause fühlen.

Am nächsten Tag sind wir mit dem Bus nach Neukrug/Piaski gefahren. Nach einem guten Schlaf waren wir herrlich frisch für neue Eindrücke. An Kahlberg/Krynica Morska vorbei durch eine beeindruckende Landschaft erreichten wir Neukrug/Piaski. Es war der Fronleichnamstag und uns grüßten freundlich festlich gekleidete Menschen, die in Richtung Kirche strömten. Die Rückreise wurde wieder zum Erlebnis, ist doch auf der rechten Seite der Nehrung die Ostsee, auf der gegenüberliegenden Seite das Haff. Wir unterbrachen die Busfahrt in Kahlberg/Krynica Morska und konnten feststellen, daß gerade viele Familien dort Urlaub machten. Jedenfalls sind wir froh, im ruhigen Stutthof unseren Urlaub zu verbringen.

Freitags hatten wir uns mit Bolek Klein verabredet, mit dem wir im Werdermuseum in Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański waren, und der uns dann in das Geburtshaus meines Mannes begleitete, um zu dolmetschen bei den jetzigen Besitzern des Hause Nr. 91 ul. Kalanowa in Platenhof. Nachdem wir auch den gepflegten Garten bestaunen durften, verabschiedeten wir uns glücklich bis zum nächsten Jahr.



Von links: Bolek Klein, Michael Pauls, Georg Lietz und Harry Lau



Von links: Harry Lau, Bürgermeister Jacek Michalski und Georg Lietz

Am Samstag, den 09.06.2012, begannen dann die Werdertage 2012. Vor dem Umzug, der 12³⁰ Uhr begann, trafen sich die ersten offiziellen Teilnehmer aus Polen und Deutschland mit großem „Hallo“. Vom Tiegenhöfer Verein waren außer uns noch der erste Vorsitzende, Herr Michael Pauls; angereist. Von den polnischen Vertretern waren anwesend Herr Bolek Klein, Herr Harry Lau sowie von der Stadt Nowy Dwór Gdański der Bürgermeister, Herr Jacek Michalski. Weiterhin waren die Vertreter der Partnerstädte aus Tschechien, aus Rußland und der Ukraine anwesend, so daß der Umzug durch die Stadt beginnen konnte. Die Organisatoren hatten ein dichtgedrängtes Programm vorbereitet:



Von links: Bürgermeister Jacek Michalski, Rosemarie Lietz, Michael Pauls, ein Vertreter der Stadt Nowy Dwór Gdański und Bolek Klein

Es begann mit einer Modenschau „Werderkleidung“, ½ Stunde spielte das Orchester der Grenzschutzwache, dann hatte eine Kindergartengruppe einen Auftritt, eine Kinder-Tanzgruppe und eine Kinder-Ballettgruppe traten auf, dann folgte eine artistische Gruppe aus Swietlyj/Zimmerbude, es stellte sich musikalisch die Vokalgruppe aus Steegen vor, zwei Frauen aus Steegen sangen Volkslieder und Vortragskünstlerin Hanny Florek trat auf. Es durfte der Bernsteinchor nicht fehlen und auch nicht ein Gospelchor aus Elbing. Am Abend gab es

Konzerte der Gruppen „High Five“ sowie „Masters“, sowie später Tanzmusik der Gruppe „Omega Music“.

In der Zwischenzeit wurde uns Gästen ein vorzügliches Mittagessen im „Joker“ Restaurant serviert. Zeitgleich an diesem 09.06. wurden Kinderfußballspiele ausgetragen. Auf dem im letzten Jahr neu gestalteten Platz zwischen Kulturhaus und Museum fand zur gleichen Zeit ein Flohmarkt statt, der zahlreiche Gäste anzog. Das bunte Treiben konnte man herrlich beobachten. Leider kam dann am Nachmittag ein Gewitter auf, das einen kurzen aber heftigen Regenguß mitbrachte. Damit war dann leider der Flohmarkt beendet.

Ebenfalls am 09.06. wurde um 12⁰⁰ Uhr eine Ausstellung eröffnet mit Malerei aus Jazowa (Werder Malerei) mit namhaften Künstlern. Eingeladen hierzu war unter anderem Altbürgermeister, Herr Dr. Tadeusz Studziński. Der Empfang wurde mit einem kleinen Imbiß und Sekt beendet.

Dieser Tag war vollgefüllt mit schönen Überraschungen und endete mit einem üppigen Abendessen in der Halle der Feuerwehr für alle offiziellen Gäste. Es war ein wunderschöner Abend, ausgelassen und fröhlich.

Am 10.06. fand eine groß angelegte Blutuntersuchung statt zur Typisierung für Knochenmarkspenden.

Nun konnten wir uns auf schöne Stunden am Ostseestrand in Stutthof an einem Tag und am nächsten Tag in Steegen freuen. Das Wetter war warm, sonnig und trocken. Erstaunlicherweise waren auch bereits viele junge Familien mit Kindern am Strand.

Am Mittwoch, 13.06.2012, waren wir bereits sehr früh unterwegs nach Tiegenhof/ Nowy Dwór Gdański, wo wir uns mit Bolek Klein am Busbahnhof getroffen haben, um gemeinsam nach Danzig mit dem Linienbus zu fahren. Unser Ziel war die Halbinsel „Hela“, von wo aus mein Mann am 10.04.1945 mit der „Deutschland“ geflüchtet ist gemeinsam mit der Mutter und dem jüngeren Bruder Claus. Es war schon lange der Wunsch meines Mannes gewesen, diesen Ausflug zu machen. Dank der Hilfe und Unterstützung von Bolek Klein war es nun so weit, und wir hatten einen Supertag, nicht nur wettermäßig. Wir starteten mit dem Ausflugsschiff um 8³⁰ Uhr ab Danzig

Hafen, vorbei am neuen bernsteinfarbenen Fußballstadion (für die EM 2012 eigens gebaut) und vorbei an der Westerplatte mit dem riesigen Monument, um dann 10²⁰ Uhr auf Hela anzukommen. Dank Bolek haben wir viel gesehen, und die Zeit verging schnell. Wir waren froh, Bolek zu einem guten Fisch-Essen einladen zu dürfen. Um 15³⁰ Uhr fuhr unser Schiff zurück nach Danzig. Tief beeindruckt vom Erlebten genossen wir die Nachmittagssonne an Deck des Schiffes.

Schnell vergingen dann die Urlaubstage in Stutthof. Am 15.06.2012 standen wir wieder am Bussteig Nr. 1 in Tiegienhof/Nowy Dwór Gdański, wo uns der EST Bus pünktlich um 14⁴⁰ Uhr abholte, um uns zurück nach Hamburg zu bringen. Bolek Klein hat es sich nicht nehmen lassen, uns dort noch zu verabschieden. Es wurde uns leicht wehmütig ums Herz.

Am nächsten Morgen waren wir müde, aber trotzdem fit, wieder in Hamburg. Wir hoffen, daß wir noch oft an diesen Wertertagen in Tiegienhof teilnehmen können, damit die Freundschaften von Mal zu Mal vertieft werden. Jedenfalls genießen wir jeden Urlaub in diesem wundervollen Werderland.

Polenreise 2012

von Martje Postma

Am 2. Juli treffen wir Teilnehmer uns von nah und fern am Bahnhof in Hannover: aus Bielefeld, Mannheim oder Freiburg, und fahren ab dort 800km – gleich am ersten Tag durch bis Danzig. Viele reisen damit auch wieder zurück in die Vergangenheit, denken an die Geschichten der Eltern von Flucht und Vertreibung, eigene Erlebnisse und frühere Reisen. Auch meine Gedanken gehen zurück, zu den Zeiten der Auswanderung aus den nördlichen friesischen Gebieten, dem südlichen Flandern und der Pfalz, dem Elsass und der Schweiz, von überall dort wo sich aufbegehrende, freiheitsliebende Menschen den Zwängen von Kirche und Staat nicht länger beugen wollten. Ich denke an *Das niederländische Erbe der preußisch-rußländischen Mennoniten in Europa, Asien und Amerika*, das Buch meines Vaters, ein prägendes Thema in meinem Elternhaus. Fragen nach dem Wie und Warum seiner Forschungsreise dazu im Jahre 1941 nach Danzig, und seiner überstürzten Abreise nach wenigen Monaten, wich er allerdings immer aus. Immer schwärmte er von der schönen Landschaft, der eindrucksvollen Stadt, und dem Mut und der Tüchtigkeit der Glaubensbrüder dort. Die ich inzwischen kenne, und bei denen ich mich mit meinem 'niederländischen Erbe' seit langem zuhause fühle.

So habe ich mich mit großer Vorfreude für diese Reise angemeldet, und das jetzt nicht wegen der – oftmals leidvollen - mennonitischen Geschichte, sondern wegen des Zusammenseins mit Freunden, und wegen der Geschichten, die ich hören werde. Mennoniten haben immer etwas zu erzählen. Auch der Austausch über die Worte der Bibel gehören für mich zum mennonitischen Dasein dazu, und so ist es keine Überraschung, als Klaus uns eine Morgenandacht hält, die uns als Motto für die Reise Worte des Apostels Paulus an seinen Schüler Titus mit auf die Reise gibt. „Sei deinen Mitmenschen ein Vorbild im Tun des Guten und sprich die Wahrheit unverfälscht, mit gebührendem Ernst, in gesunden und unanfechtbaren Worten.“ Die Überraschung ist nur, dass er dies auf einem sonnigen Parkplatz in der Nähe des ehemaligen deutsch/deutschen Grenzübergangs Helmstedt/Marienborn tut! „All' Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad und große Treu ...“, wir singen es von Herzen, denn ohne Gnade geht es nicht.

Meine Erwartungen erweisen sich schon an diesem ersten Tag als berechtigt, im Bus nach Danzig höre ich eine wundervolle Geschichte. Die Geschichte von einem Garten am Elbdeich, vor über zehn Jahren angepflanzt, wo jetzt mehr als 150 Apfelbäume wachsen, und andere Obstbäume mehr.

Alte Sorten, vom Aussterben bedroht. In diesem Garten dürfen Kindergartengruppen zu Besuch kommen, dürfen Kinder nach Kräften etwas beitragen zur Pflege und zum Erhalt dieser Apfelarten. Auch Apfelsaft bekommen sie, und die Hamburger Tafel, die Obdachlose mit Nahrung versieht, bekommt Äpfel, und Gemüse, je nach Jahreszeit.

Während ich dieser Geschichte lausche, verändert sich die Landschaft, durch die wir gleiten. Der nicht-enden wollende Wald hört auf – wir sehen Weizenfelder, Wiesen und Bauernhöfe. Und einen Storch, dann noch einen, dann ein Nest, dann ein Nest mit zwei Jungstörchen, oder vielmehr deren hungrig aufgesperrte Schnäbel, dann viele Störche.

Bäume voller Äpfel, Tiere, die ihre Jungen groß bringen, so ursprünglich, und doch so weit weg vom städtischen Leben.

Dann: die Weichsel kommt in Sicht, die Landschaft wird vielfältiger. „Die Dirschauer Brücke, im kalten Januar, dort fiel unser Großvater vom Fuhrwerk und starb“, eine ganz andere Geschichte, eine von vielen unsagbar traurigen Erinnerungen aus dem letzten Kriegswinter. Es war die letzte passierbare Brücke im Januar 1945. Ein Grab gibt es nicht.

Danzig kommt in Sicht – nicht die schöne Altstadt, die ich in Erinnerung habe, sondern eher wildwuchernde Gewerbegebiete – der Fortschritt, mit allem was dazugehört, Einkaufszentren, Autoverkäufer, Energieversorger.

Dann aber, da ist sie wieder, und da ist unser Hotel, mittendrin, mit allem Komfort und bürgerlichem Charme, weiche Teppiche auf den Fluren, geschnitzte Handläufe an den Treppen, mit Löwenköpfen als Abschluss. Ein dreigängiges Menü erwartet uns, aufgetragen und serviert von aufmerksamen Kellnern. Wie äußerst willkommen, nach diesem langen Tag, der zu Ende geht in weichen Betten.

Der zweite Tag unserer Reise beginnt mit einem Donnerschlag früh um fünf – dann Regen und noch Zeit zum Weiterschlafen und fürs Frühstück im 'Wolne Miasto', was „Freie Stadt“ bedeutet. Zwei Worte Polnisch gelernt. Danach bringt uns der Bus in die ehemalige Mennonitenkirche von Danzig, jetzt Kirche der Pfingstgemeinde. Fand am ersten Tag die Morgenandacht auf einem Parkplatz statt, hören wir Oskar zu in einem echten Kirchgebäude. Er liest uns Psalm 122 vor, und erläutert uns die Figuren auf dem Goldenen Tor als bildliche Darstellung des Textes, wie die Danziger es sahen: *Es möge wohl gehen denen, die Dich lieben. Es möge Frieden sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen.* Zu haben ist Frieden nur mit Weisheit, Freiheit mit Frömmigkeit, Reichtum mit Gerechtigkeit und Ruhm nur mit Eintracht. Dann bekommen wir von Frank eine Einleitung in die Geschichte der Ansiedlung der Mennoniten in der freien Stadt Danzig, und mit ihr in Polens wechselvolle Geschichte. Die pfingstlichen Jugendlichen versorgen uns lächelnd und eifrig mit Kaffee, Tee und Keksen.

Gestärkt und erfrischt besteigen wir den Bus und fahren nach Zopot. Unterwegs dorthin gibt es für viele Bekanntes und Neues zu sehen. Mich beschäftigt der 'Friedhof der nicht-existierenden Friedhöfe', ein Park unweit vom Bahnhof, wo Grabsteine aus vielen zerstörten Friedhöfen der Stadt zusammengebracht sind, und der insgesamt ein Denkmal und ein Mahnmal ist. Zopot war mir aus 2007 in Erinnerung als ein gemütliches, altmodisches Familienbad – und erschien jetzt als ein strahlend modernes Kurbad, auf dem Wege zu dem, mondän wie damals in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ein Kurpark mit leuchtenden rot-weißen Blumenrabatten, angelegt zum Gedenken an den vor zwei Jahren umgekommenen Staatspräsidenten und seine Frau, flankiert jetzt die lutherische Kirche, nicht zu übersehen in ihrer grünen Farbe. Drinnen ist sie mattblau. Ich bewundere die Farbe, da spricht mich ein Herr mittleren Alters an: „Diesen neuen Farbanstrich verdanken wir der Heilandskirche in Hamburg, unserer Partnerkirche.“ „Dort sang ich mehr als 30 Jahre im Chor“, das kann ich jetzt doch nicht unterlassen zu sagen. „Und auch die Fußbodenheizung“, fährt der freundliche Herr fort. Abends rufe ich in Hamburg an und erfahre,



Auf dem Rundgang durch Zoppot

dass er der Bischof der Protestanten in Polen ist. Nun wärmt auch ein kleines Scherflein von mir seine Füße im Winter!

Auf der Seebrücke vergnüge ich mich mit den Düften des Wassers und dem Anblick der Weite. „Meine Eltern fuhren manchmal nach Zopot, das war aber eigentlich nichts für Mennoniten“, höre ich hinter mir – ja, wir machen uns ja auch immer Gedanken, über das, was geht und was nicht geht. Mennoniten im Kasino – nicht leicht vorstellbar – aber Mennoniten am Strand, oder im Café mit Blick auf die See: könnte gehen!

Als ich mich umdrehe, sehe ich die Pickelhaube – was für ein Einfall, für das neue Hotel neben dem Kasino, den Wintergarten mit dieser preußischen Reminiszenz zu krönen! Ich biege mich vor lachen, und denke gleich: Ob das in Scheveningen auch ginge, wo das größte Hotel am Strand noch immer den deutschen Namen „Kurhaus“ trägt, weil der Kaiser auch dort verkehrte? Wohl eher nicht.

Nun schnell in den Bus, wir wollen das Orgelkonzert in Oliva nicht verpassen, es gelingt. Die Orgel donnert und wallt, lässt die Sonne aufgehen und die Vögel zwitschern. Vielleicht war sie es, die in meinem Vater die Liebe zur klassischen Musik weckte, er erwähnte

sie oft. Im damals kleinen Ort Emmen, wo er aufgewachsen war, gab es sicherlich ein solches Kunstwerk nicht, mit mechanischen Trompeten, und goldenen Engeln.

Noch nicht genug gestaunt und gedacht für heute, wir bekommen noch eine Stadtführung, die größtenteils in der Marienkirche stattfindet, und mehr Zahlen und Daten enthält als irgendeiner behalten könnte. Überall der Duft frischer Blumensträuße, 'Das Jüngste Gericht' von Memlinc ist eine Kopie, hören wir. Für mich Laien sicherlich genau so schön.

Mennonitische Baumeister waren an dem Bau beteiligt, kein Wunder, sieht es doch in den Gassen der Danziger Altstadt manchmal aus wie ehemals in Amsterdam. Vor allem die Frauengasse mit den Beischlägen, wo man saß und Handel trieb, sieht in meinen Augen aus wie entsprungen aus einem Gemälde des „Goldenen Zeitalters“ der Niederlande.



Danzig in der Frauengasse

Zeit für einen Besuch im Café Retro, heißt so und sieht auch so aus, obwohl ausschliesslich

bevölkert von jungen Mädchen – na, und von uns, den beiden Oldies, kichernd wie damals, als wir uns kennenlernten - und einen anschließenden kleinen Stadtspaziergang. Danzig hat soviel zu

bieten, auch Bernstein will bewundert und gekauft werden, und Entschlüsse müssen schnell gefasst und umgesetzt werden, denn Abends wartet auf uns ein Festessen in dem Traditionslokal Gdanska, das ebenfalls den ganzen Charme des alten Europa spiegelt, viel Holz, Gemälde, Kronleuchter. Das Essen köstlich, begleitet, auch ganz alte Welt, von einer Sängerin. Sie singt Opernmelodien, hat eine schöne Stimme und ist deutlich gut ausgebildet: aber leider, leider müssen wir uns austauschen, es war soviel an diesem Tag, was noch besprochen werden muss, und überhaupt. Dafür tun wir ihr reichlich in den Cowboyhut, der hinterher herumgeht, und denken an das Schicksal junger Künstler, überall, aber ganz sicher in Mittel- und Osteuropa. Manche gehen noch an die Mottlau – andere schlafen schon fast, ehe sie ihr Bett erreicht haben. Morgen nach Marienburg.

Der 4. Juli – die Amerikaner gedenken ihrer Unabhängigkeit, wir nur kurz, wir haben heute Wichtigeres vor. Wir fahren zuerst nach Tiegenhagen, und besichtigen ein noch leeres Vorlaubenhaus, gebaut wie die Häuser der Mennoniten, dort hält heute Käthe die Morgenandacht. Wir dürfen hindurchgehen, es wird liebevoll von Marek Opitz, einem Fotografen aus Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański wiederaufgebaut, und soll in Zukunft auch Gästen offenstehen. Jetzt steht es noch ganz offen – aber ein wunderhübscher weißer Kachelofen steht schon drin. Ein Lapidarium ist daneben im Entstehen und auch zu besichtigen, einige Reihen Grabsteine sind schon zusammengetragen, denen noch mehr folgen sollen, ein guter Ort der Besinnung. Dann nach Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański, denn dort erhält heute Bolesław Klein das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Er ist ein langjähriger Freund von vielen unter unseren Teilnehmern, seit vielen Jahren ein großartiger Unterstützer bei allem, was polnisch – deutsche Kontakte fördert.

Die Feierlichkeit findet in einem Saal statt, der zum Museumskomplex gehört, der früher Teil der Kriegschens Molkerei war. Dort befindet sich auch eine Ausstellung zur Geschichte der täuferischen Einwanderer im Werder. Im Vergleich zu fünf Jahren vorher ist nun eine weitere Saal dazugekommen, im oberen Stockwerk, wo Schulklassen und andere Gruppen an vielen Gegenständen einen Einblick in das Leben früherer Zeiten bekommen können. Viele davon stammen aus dem Besitz der Familie Stobbe, deren Fabrik nicht weit davon entfernt war.

Zurück zum Festsaal, dort werden Reden gehalten, Tränen fließen, Lieder werden gesungen, alles in einer fröhlich festlichen Stimmung, der Chor der „Bernsteindamen“ in roten Kleidern tritt auf, zwei Kinder in mittelalterlicher Tracht spielen Geige und Flöte. Als sie nach ihrem Auftritt zur Tür gehen, eilt der Gefeierte ihnen mit Süßigkeiten nach,

Rosen, wie für die anderen, wären für sie ja doch nicht die richtige Belohnung. Als die Feier sich ein wenig in die Länge zieht, wie solche Feiern es an sich haben, wird ein Gläschen Sekt für jeden hereingetragen, unabhängig von dem, was vorne geschieht. So gestärkt hören wir noch ein Weilchen zu, alles wird gedolmetscht, ein Glück für uns, doch auch ein wenig feierverlängernd. Macht nichts, nun erheben wir das – bei manchen nun



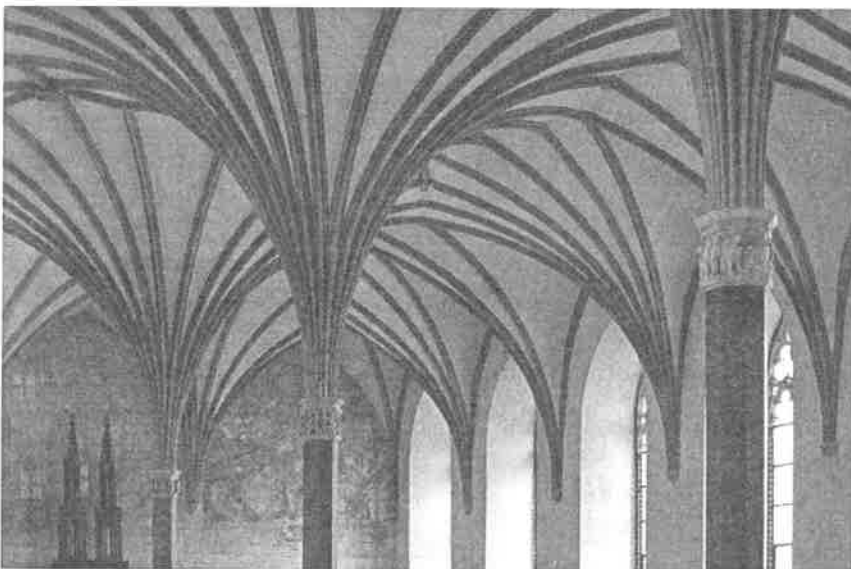
schon halbvolle - Glas auf den unermüdlichen Herrn Klein und seine Frau Genia, und sind mit ihnen gerührt.

Dann werden wir beköstigt, rustikal und sättigend. Wir besteigen den Bus – und bekommen als erstes einen Machandel – Stobbes denken wirklich an alles, sogar ein kleines Gläschen für jeden haben sie dabei! Und jetzt, jetzt wollen wir zur Marienburg, und ja, – da ist sie schon, von weither zu sehen.

Unweigerlich denke ich an den Januar 1990, meine allererste Reise nach Polen. Eine Freundin verbrachte den Winter in Malbork, als Praktikantin für polnische Museumspädagogik. Ich nahm den Nachtzug Berlin-Danzig, stieg im Dunkeln um, und als es hell wurde schaute ich aus dem Fenster und traute meinen Augen nicht: ich habe mich vertan – mein erster Gedanke, grünes Weideland, Hecken, Wassergräben – bin ich doch versehentlich nach Westen gefahren, in meiner Heimat gelandet?

Nein, der Zug überquert einen Fluss, und ich sehe ein übergroßes Backsteingebäude, das mir zwar bekannt vorkommt, aber ganz sicher nicht aus Holland. Dann steht da meine Freundin und wir frühstücken in dem kleinen Häuschen mit der holzgeschnitzten Tür, es sieht aus wie das Märchenhaus der russischen Hexe Baba Yaga. Hier werde ich ein paar Tage mit ihr verbringen. Wir werden nach Danzig fahren, uns mit Aktivisten der Solidarnosc treffen, und viel darüber sprechen, wie es nun weitergehen wird, in Polen, in Deutschland, in Europa. Ich bekomme die Burg gezeigt, an vielen Stellen dürfen wir nicht in bröckelige Ruinen, aber was ich sehe, beeindruckt mich zutiefst, so sehr, dass mich erst nach zwei Tagen, in der Nacht, die Erkenntnis trifft: aber dies ist doch die Marienburg, die du ja kennst, aus mennonitischen Wohnzimmern....

Nun sehe ich sie wieder, im Sonnenschein, als erstes bemerke ich Menschenschlangen, auf der Wiese, wo Jahrmarktzelte aufgebaut stehen, wie ebenfalls vor jedem Ein- und Ausgang innerhalb der Burg. Es gibt ja auch so viel zu sehen, soviel ist restauriert und renoviert, die klugen und törichten Jungfrauen am „Eingang zum goldenen Tor“ der unfertigen Kirche wieder in Farben, nicht



Der Große Remter in der Marienburg

mehr der graue Stein meiner Erinnerung, der Rempter gerade erst neugemacht. Ohne Führung durch die Marienburg zu gehen, wie damals vor mehr als zwanzig Jahren, ist nun nicht mehr möglich, bei dem Andrang. Also, treppauf und treppab durch die Geschichte – auch hier fällt uns die Freiheit der Rede auf, mit der unser Besuch zur Begegnung wird. „Die meisten ausländischen Besucher kommen aus Deutschland“, ein Satz, so selbstverständlich gesagt, wie er noch vor 20 Jahren kaum vorstellbar war.

Nach den vielen Eindrücken dieses Tages ist es ein Glück, dass wir noch einmal in „unserem“ Hotel in Danzig schlafen können, noch mehr Eindrücke heute wären schwer zu verkraften. Obwohl, schlafen könnte man nach diesem Tag auch in einem Heuberg! Oder auf den Planken in dem noch leeren Vorlaubenhaus in Tiegenhagen.

Am Donnerstag verlassen wir Danzig, unsere kompetente und freundliche Reiseführerin Ilona erzählt uns von den Kaschuben, durch deren Gebiet wir jetzt fahren. Ich hielt diese immer für Märchengestalten, seit ich bei Günther Grass von seiner „kaschubischen Großmutter“ las. Und wie der kleine Trommler Oskar sich unter deren Röcken versteckte. Wir hören von Ilona auch ein kaschubisches Weihnachtslied von Werner Bergengrün, das mir die Tränen in die Augen treibt, „Ach Kindchen, wärs Du doch bei uns geboren“. Es schließt so sehr an die Gedanken an, die mich bei dieser Reise beschäftigen, wie sehr wir getröstet und erfreut werden können, wenn wir die Welt mit Kinderaugen sehen. Dass Kinderschmerzen uns ebenso verfolgen können, lasse ich dabei nicht außer Acht, aber jetzt gerade außer Betracht.

Mit Kinderaugen können wir uns umsehen im sonnigen Thorn, mittelalterlich und schön. An der Nicolaikirche ein Brunnen mit Fröschen im Kreis, man kann einen küssen oder streicheln, und einen Wunsch äußern. Natürlich, nicht weitersagen, bis er in Erfüllung gegangen ist, selbstverständlich. Streicheln, war richtig, glaub' ich – oder habe ich ihn doch geküsst? Wir werden sehen.

Unser Busfahrer Dirk überquert die Weichsel auf einer ziemlich schmalen Eisenbrücke - doch die Herausforderung kommt erst noch, wir biegen in eine kleine Straße ein, bis wir eine hölzerne Dorfkirche erreichen. Es ist die ehemalige Mennonitenkirche von Obernessau.

Sie ist schwarz von außen, mit freistehendem Glockenturm, aus Holz, und innen voller leuchtender Farben und Wärme, die Weichsel ganz nah. So nah, dass die Gegend immer wieder überflutet wurde, eine arme Gegend, noch heute, das ist zu sehen. Wieso kamen dann dort Mennoniten hin, die waren durch ihren Fleiss doch alle eher wohlhabend? Oder ist das ein Vorurteil von mir? Jedenfalls war an diesem Ort Peter Foths Urgroßvater Prediger, und unter seiner Leitung wurde die Kirche gebaut. Sein Grabstein liegt auf dem Altonaer Mennonitenfriedhof, den hat Peter zu Zeiten des Kalten Krieges in eine Decke gewickelt und mitgenommen, so unbürokratisch wie möglich, fast



Im Gespräch mit dem katholischen Priester
in der ehemaligen Mennonitenkirche in Obernessau bei Thorn

selbstverständlich. Genau so verläuft unsere Andacht in der Kirche, Arno hält sie, unter Mitwirkung des katholischen Priesters, der dort jetzt der Hausherr ist. Wir hören von Arno, dass der Rabbiner von Luxemburg ihm einmal gesagt hat, in der Geschichte der Mennoniten spiegele sich die Geschichte der Juden. Jesus war Jude, dieser Gedanke soll uns nicht verlassen, wenn wir jetzt weiterreisen in die Städte jüdischer Leiden. In den Fenstern der Kirche leuchtet ein schlichter Kreuzweg.

Nun folgt noch eine lange, lange Fahrt nach Warschau, freundliche Vorstädte, aber dann: ein Schock. Die Stadt sieht aus wie München, wie New York, wie Antwerpen, wie überall eben, große neue, teilweise futuristische Gebäude. Unser Hotel hat 31 Stockwerke, ist mittendrin, mit Blick auf „Stalins Geschenk“, den Kulturpalast, von sozialistisch pompöser Größe. „Wir durften das Geschenke allerdings selbst bezahlen“, lässt unsere Ilona uns feinsinnig wissen.

Ich möchte hier nicht sein, in dieser Großstadt, in diesem Gewühl und Gewimmel, ich bin noch nicht zurück aus früheren Jahrhunderten. Das vergangene Jahrhundert, die Kriege, die Trümmer, sehe ich hier nicht. Alles heutige Geschäftigkeit, und Großstadtverkehr. Dann fahren wir am „Umschlagplatz“ vorbei, der Ort, wo täglich 6000 jüdische Menschen auf den Transport in den Tod gebracht wurden. In der Nähe unseres Hotels ist ein Denkmal, ein schwarzer Bahnwaggon mit

vielen Kreuzen, kreuz und quer übereinander gesteckt wie niedergemäht, aufgesammelt aus verschiedensten Kirchen und Häusern, schwarz verkohlt. Vorbei an Neubauten der siebziger Jahre, wo das Ghetto war.

Gehe ich mit auf ein Schlückchen in der lauen Sommernacht? Nein, ich kann nicht. Aber ich freue mich, als ich höre, dass draußen Mittelmeerstimmung war, und soviel junge Menschen überall in den Cafés und auf den Straßen, Mädchen in Sommerkleidern. Sommerkleider in Warschau, nicht nur Ghetto. 6.7.

Der Busfahrer, der uns so sicher und gut durch Polen bringt, kennt auch ein schönes und ruhiges Plätzchen im Hotelrestaurant, mit dem Blick auf Bäume und Sträucher, und nicht direkt auf die Straße und den unabsehbaren Verkehrsstrom da draußen. Er erzählt ein wenig von seinem Leben als Busfahrer – Warschau ist auch für ihn ein Alptraum, die Rücksichtslosigkeit der Großstadt eine Prüfung. Er verdient € 10,30 in der Stunde – wir schauen uns an. Wir sind reich.

Nach dem Frühstück sollen wir zügig zum Bus, lange halten darf er nicht vor der Tür. Schnell, schnell – warum sitzen dann alle so zusammengepfercht in zwei kleinen Räumen, die aussehen wie Bushaltestellen? Zeit für meine erste Morgenandacht. Keine Zeit, nervös zu sein.



Der Kulturpalast in Warschau



Schloss Wilamowitz

Im strahlenden Sonnenschein fahren wir zum Schloss Wilamowitz, das mich an Schwetzingen erinnert. Irgendwo sehe ich die blaue Fahne mit den goldenen Sternen – aha, renoviert mit Unterstützung aus Europa. Dafür zahle ich doch gerne Steuern. Die freundliche Frau, die uns durch die scheinbar endlose Porträtgalerie führt, bei steigenden Temperaturen, überschätzt unsere Kenntnis der polnischen Geschichte – oder unsere Aufnahmefähigkeit. „Die Zeit der Jagellonen“, das allein wäre schon ein spannendes Thema, bestimmt.

Erschöpft fahren wir zum nächsten Schloss, das ehemalige Badehaus, kilometerweit entfernt vom Schloss. Ein tägliches Bad war da wohl nicht möglich.....

Aber für uns Erfrischung, durch einen sprühenden Wasserstrahl auf dem Rasen, ein schöner Blick auf die Lindenallee – ihr Duft geht zu Ende. Wie die Energie von einiger unserer Teilnehmer, doch da ist Chopin. Ein Jugendstildenkmal, heftig umstritten zur Entstehungszeit – kein Wunder, sein ungestümes Genie unter einer sturmbewegten Weide, alles fließet, alles rauscht, und doch Harmonie. Später wurde es mehr und mehr gemocht.

Im Hotel kippe ich regelrecht um auf mein Bett – und verschlafe die nachmittägliche Besichtigung der Altstadt. Das hole ich nach, gehe zu Fuß zum Großen Markt, und freue mich jetzt auch an den luftigen Sommerkleidern, den jungen – und älteren – Menschen aus aller Welt.

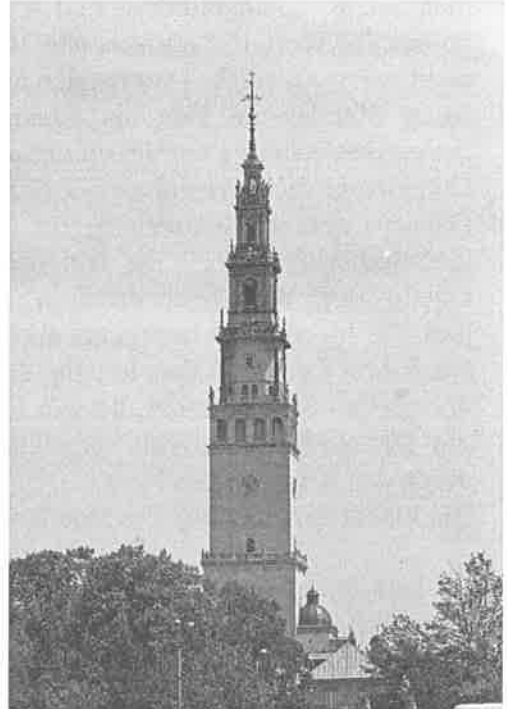
Nach dem Abendessen gleich noch einmal, den gleichen Weg, doch jetzt zu den Wasserspielen, treffe - unter hunderten - Gudrun und Klaus, Andreas, Hans-Peter und Käthe, wir trinken nach Ablauf ein Glas, schauen den Feuerakrobaten zu, dann dem – nicht mehr ganz – vollen Mond, verlieren Hans-Peter aus den Augen – und finden uns wieder bei genau jener Bank, wo der müde Wanderer niedersinken soll. Denn tut er das, erklingt ein Stückchen von Chopin, und weg ist die Müdigkeit! Jedenfalls bis zum Hotel, und dort wartet schon die verdiente Ruh.

7.7.

Frühstück heute im Untergeschoss, so voll und laut, dass wir nun gern den Bus besteigen, weg aus Warschau, das ich nun schon ein wenig mehr ins Herz geschlossen habe.

Um 12:00 genau sind wir in Tschenstochau, und heiß wie im High Noon ist es auch. Ilona, unsere Reiseleiterin, erzählt uns, dass ihre Tochter vor ihrem Abschlussexamen hierher gepilgert ist, wie es alle polnischen Studenten tun. Viele Wasserhähne mit herrlich kühlem Wasser am Eingang des Kirchen- und Klosterkomplexes weisen auf viele Pilger hin. Wir bekommen Kopfhörer – herrlich, nach den Anstrengungen des Lauschens in den vorhergehenden großen Räumen der Kathedralen und der Marienburg. Auch hier wieder überall wunderschöne Blumen, wie zuvor - alle echt.

Eine Nonne führt uns fröhlich bestimmt durch die Räume, erneut ein Rundgang durch die Geschichte Polens – wir erfahren, dass dieser „helle Berg“ für Polen nicht nur heilig, als Stätte für Übernatürliches, für Göttliches ist, sondern auch ein Symbol für die nationale Einheit Polens, die so oft bedrohte.



Kloster Jasna Gora



Dann kommen wir in die Kirche, wo zu jeder Zeit Gottesdienst gefeiert wird, daher ist der Durchgang zum Altar schmal gehalten, abgetrennt vom Gottesdienstraum, einer nach dem anderen kann dort entlang gehen, schweigend. An den Wänden, auf beiden Seiten über dem schmalen Durchgang, die Zeichen und Symbole, Geschenke getrösteter und geheilter Menschen. Rosenkränze zu hunderten, auf der gegenüberliegenden Seite sehe ich über den Köpfen der Durchwandernden eine Riesenanzahl Krücken hängen.

Dann aber geht der Blick auf die schwarze Madonna mit dem Kind, schon häufig als Postkarte gesehen, nun aber in ganz anderem Licht betrachtet. Sie ist mit Gewändern und Kopfschmuck bekleidet, Ausdruck für Liebe und Verehrung. Klarheit in ihrem Gesicht und in dem des Kindes, kein Lächeln.

Seitlich vom eigentlichen Gottesdienstraum gibt es etliche Kapellen, und wie es kommt, weiss ich nicht - aber plötzlich dürfen wir in eine dieser Kapellen zu unserer Andacht. Hans-Peter hält sie, und übt ein neues Lied mit uns ein, passend zu Psalm 121 'Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe?' Es klingt schön. Wie in einer anderen Welt. Wir sind in einer anderen Welt.

Zum Abschied wird die Nonne gefragt, wo sie so gut Deutsch gelernt hat, sie hat Straßensozialarbeit gemacht in München, 12 Jahre lang. Nun hat ihr Ursulinerorden sie zu dieser Arbeit eingesetzt. „Und Basta!“ sagt sie, weiteres Fragen überflüssig, sie hat uns alles erzählt, was uns heute zum Verständnis für Tschenstochau dienen soll, sie hat 7 Gruppen an einem Tag, und geht pünktlich um fünf in ihr eigenes Kloster zurück.

Vor dem Klostergelände gibt es Buden, wo es etwas zu essen gibt, in der Schlange drückt mir eine Frau eine Bild von Jesus in die Hand – ich wehre ab, denn Er sieht sehr kitschig aus darauf, und mein letztes Kleingeld brauche ich für mein Mittagessen. Sie lächelt, und sagt „Gratis“, das ist ein polnisches Wort, das ich verstehe, und ich schäme mich, dass ich dieses Zeichen der Freundlichkeit nicht sofort als solches verstanden habe, sondern als kommerziell gedeutet.

Noch Stunden im Bus bis Krakau, im Halbschlaf denke ich darüber nach, dass diese Art gegenständlicher Frömmigkeit unserem Glaubensleben so fern, die Mutter Gottes uns so fremd ist. Dennoch ist die Intensität der Gefühle sichtbar, manchmal auch fühlbar. Wunder kennen wir auch.

Dann ist dort der Wawelberg, der Anblick wischt alles weg, ein erster Blick auf Kasimierz, dem alten jüdischen Viertel, die Weichsel, und auf der gegenüberliegenden Seite liegt unser Hotel, „im Ghetto“ wie wir gleich erfahren. Was für eine Erleichterung, als uns auf den Treppen lauter jüdische Jugendliche begegnen, erkennbar an ihren Käppis.

Nach dem Essen ein Spaziergang durch das Ghetto, eigenartig, wir finden den Platz mit den leeren übergroßen Stühlen nicht, der ein Denkmal für die Verschwundenen ist. Wir finden ihn, nachdem wir ihn etliche Male von verschiedenen Seiten umkreist haben. Soviel Verschiedenes geht uns durch den Kopf, durchs Herz.

Ein Plakat in der Lobby des Hotels weist auf „Trips to Auschwitz – Birkenau – Souvenirs“ hin.

8.7. Das Hotel Qubus hat ein Schwimmbad, ein Schwimmbad im 6. Stock, mit Blick auf die Weichsel und auf Kasimierz, das ehemalige jüdische Viertel, wo wir heute Abend einkehren werden.

Beim Frühstück erleben wir eine Überraschung: die schöne, junge Frau, die mit ihrem chilenischen Freund seit Warschau mit uns reist, ist Ilonas Tochter. Sie ist Pianistin, das Examen, für das sie nach Tschenstochau gepilgert ist, hat sie bestanden, sie wird uns heute Abend im Essraum des Hotels ein kleines Konzert geben. Es geht so weiter, mit Überraschungen, denn nach einer sehr freundlichen und kompetenten Einleitung in das jüdische Viertel und in der ältesten Synagoge, der



Vor der Synagoge in Krakau

einzigsten, die noch als solche dient, dürfen wir dort die Morgenandacht halten. Ruth beginnt mit den gleichen Worten, mit der sie auf Hela vor genau 5 Jahren in den Dünen die Predigt gehalten hat. Sie spricht von Abraham, der sich aufmachen muss, wohin, weiss er nicht, er weiß nur, dass Gott ihn geleitet. Sie spricht von den Zeichen und Wundern, die wir auf unseren Wegen erfahren, jeder seine eigenen. „Wir erfahren es immer wieder, wenn wir hinsehen und hinhören: das Segenswort, das im Namen Abraham verborgen ist, reicht bis in unsere Zeit, in unser Leben hinein.“ So

schliesst sie, und für mich sind die Morgenandachten der Reise, an Parkplätzen, in Durchgangsräumen, in einer Kapelle in Tschenstochau und in der einzigen aktiven Synagoge von Krakau Zeichen und Wunder.

Im Sonnenschein wandern wir dann durch die sonntägliche Stadt, soviel zu sehen. Der Marktplatz, die Tuchhalle, musizierende Männer in Tracht, einer hält ein Plüschpferd, groß wie ein Hund, zwischen den Beinen. Sie spielen Krakowiak - ein Aha-Moment, ja was sonst, hier in Krakau!

Eine großartige Besichtigung der Burg auf dem Wawelberg – eine dann dringend benötigte Kaffeepause mit Blick auf Krakau an der Weichsel, in der Ferne ein Gewitter.

Einige wandern danach durch die Stadt, einige schwimmen, wieder andere genießen ein Mittagsschläfchen. Ausgeruht und wissbegierig suchen Ute und ich Schindlers Fabrik, nachdem wir am Morgen schon gehört haben, dass Kasimierz in Teilen von „Schindlers Liste“ als Filmkulisse gebraucht wurde. Ein unspektakuläres Gebäude nach einem kurzen Spaziergang auf ungepflegtem Wege, durch Wildwuchs und Gestrüpp. Dort ist eine Ausstellung, einige Gerätschaften aus der Fabrik, und zwei – oder mehr – Kunstschulen. Junge Leute vor der Tür, nicht viele Besucher an diesem ruhigen Sonntagnachmittag. Wir besuchen die Apotheke, dessen Inhaber, kein Jude, die Menschen dort bis zuletzt mit Informationen und Medizin versorgt hat. Bärbel hat nach ihrem Stadtspaziergang noch Energie, angeregt durch das Buch „Schindlers Liste“ gehen wir die kurze Strecke, sind froh, dass es Menschen gab, die anderen halfen neben so vielen, die wegschauten. Wissen nicht, was wir selber getan hätten.

Schon ist es Zeit für den Abend – Eva, so jung wie sie aussieht, spielt mit beherzter Technik und Gefühl, ganz ohne Sentimentalität. Zunächst enttäuscht über das elektronische Klavier, spielt sie so, dass wir das ganz vergessen, wir wünschen ihr eine große Zukunft mit vielen Flügeln!



Nun folgt das Essen im jüdischen Restaurant Ariel, Piroggen und Truthahn und Torte und Eis, begleitet von Klezmermusik, Bass, Akkordeon und Klarinette, sehr virtuos und sehr laut. Unterhaltungsmusik – wir wollen uns ja auch noch unterhalten!

Morgen müssen wir die Pianistin verabschieden, und ihren Freund, der bald zurück fliegen wird nach Chile, weil er ein Regierungsstipendium hat, das ihn verpflichtet, eine Zeitlang in seinem Heimatland zu unterrichten.

9.7.

Noch einmal schwimmen mit dem Blick auf Krakau -wie wundervoll!

Dann schnell, schnell, wir wollen noch ein Mal zur Weichsel und schaffen das auch – mit den Füßen hinein geht aber nicht.

Auf Wiedersehen Krakau mit dem Wawel, es war so schön und so traurig – zurückgelassene leere Stühle.

Eine lange Reise durch Schlesien, Bergbau, nach den Wiesen und Weiden jetzt Berge, Wälder, und viele Kornfelder, jetzt schon gelb.

An einer Tankstelle in der Nähe von Breslau müssen wir uns trennen von einer Reiseleiterin, die uns Polen so sachkundig und verständig näher gebracht hat. „Ilona wartet auf Euch!“ sagt sie zum Abschied. Fantastisch.



Morgendlicher Blick vom Hotel auf die Altstadt von Krakau

Wieder, wie zu Beginn unserer Reise, die Andacht auf einem Parkplatz. Riesige LKWs donnern vorbei, alle müssen schnell und schneller zum Ziel. Möge Gott sie behüten. Auch diese Andacht fügt sich zu den vorhergehenden, als hätten sich alle abgesprochen. Wie Perlen an einer Kette, ja, angesichts unserer Gebete an besonderen Orten, wie ein Rosenkranz, wie eine kleine Fackel, die wir nun weitertragen. Der heutige Text, für uns zum Mitnehmen und Weitersagen heisst: „Ich stelle Deine Füße auf den Weg des Friedens“, welche passende Worte gibt uns Mechthild mit für heute und für den Aufbruch, der uns morgen erwartet.

Bis dahin passieren wir noch einmal eine Grenze, ganz ohne Formalitäten, ohne Ärger, einfach so, wir wundern uns fast gar nicht mehr. Wir sind uns dennoch bewusst, wie sehr dieses Europa, das wir jetzt haben, kein Ort des Friedens war.

Eine Stunde später sind wir in Bautzen, ein Ort, der uns auch nicht durch friedliches Zusammenleben in Erinnerung ist. Wir genießen die Stadtführung, obwohl sie uns ein bisschen ratlos zurücklässt – so geradlinig, wie uns präsentiert, verlief die Geschichte doch auch hier nicht. Die Vergangenheit scheint mehr geprägt durch Handel und Wandel, obwohl die Stadt, hochgelegen auf Felsen, doch als Festung gebaut wurde.

Abendessen in einem sorbischen Restaurant, alle Serviererinnen und die Inhaberin in schmucker sorbischer Tracht, einfach fröhlich und gemütlich. Es folgt ein bunter Abend, vielerlei wird zum Besten gegeben, viel schlummerndes Talent kommt zum Vorschein, wir lachen viel.

Heinz überrascht uns mit den „Kranichen des Ibycus“, Gudrun liest uns zwei Geschichten vor vom mutmaßlichen Versagen, das dennoch Früchte trägt, Rudolf eine Geschichte von Suzuki, dem Japaner, der auf alles eine Antwort weiss, Bill erfreut und baut uns auf mit einer Predigt im kanadisch-plaudernden Tonfall – Oskar und Frank zeigen uns einen Ausschnitt aus „Nathan der Weise“. Oskar und Frank, danke, nicht nur dafür, sondern für diese Reise, von Anfang bis Ende voller Wunderbarem!

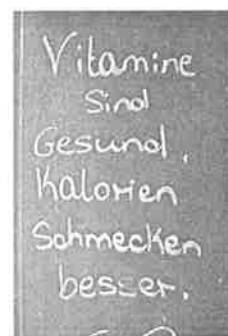


Dom St. Petrie und Rathaus in Bautzen

10.07. Der letzte Tag sieht uns im Bus, wieder halten wir die Morgenandacht an einem Parkplatz. Karin liest die Herrnhuter Losungen des Tages, wie passend, denn Herrnhut ist gar nicht weit von Bautzen entfernt. Mit dem Auftakt Jesaja 63,7: 'Ich will der Gnade des Herrn gedenken', und mit den Worten des Paulus aus dem ersten Petrusbrief 1,3 schließt sich die Kette der Andachten dieser Reise: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ So können wir weiter, erst durch diesen Tag, und dann weiter nach Hause.

Ich bin froh, dass ich alle Mitreisenden gesprochen habe, täglich meine Freundinnen seit Jugendjahren habe sprechen können, soviel austauschen auch mit neuen Freunden.

Nach einer langen Fahrt ein hastiges „Auf Wiedersehn“ am Bahnhof in Hannover. Auf Wiedersehen, ich hoffe darauf. Wir haben uns ja noch soviel zu erzählen.



Gesehen in Bautzen

Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande an Bolesław Klein

von Julius Robert Hinz

In Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste wurde Herrn Bolesław Klein am 4. Juli 2012 „Das Bundesverdienstkreuz am Bande“ – Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland durch die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland, Frau Annette Klein verliehen.

Großer Festakt im neuen Saal des Museums Nowy Dwór Gdański/Tiegenhof für Bolesław Klein in Anwesenheit von über 100 Gästen.

Festredner: Die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland, die Generalkonsulin der Niederlande, Frank Wiehler (Mennonitischer Arbeitskreis Polen), Dr. Sigurd van Riesen (Partnerstadt Hennef) und Julius R. Hinz (Gemeinnütziger Verein Tiegenhof – Kreis Großes Werder).

Ein verdienter Sohn der Stadt Nowy Dwór Gdański/Tiegenhof, Bolesław Klein, hat für seine unendliche Arbeit zur Völkerverständigung zwischen den europäischen Ländern, insbesondere zwischen Deutschland und Polen, beigetragen.

Seine Arbeit beschränkt sich aber nicht nur auf dieses überaus wichtige Thema, sondern sein unermüdlicher Einsatz zur Hilfe bedürftiger Menschen, sowie Neuausstattung und Ergänzung für Krankenhaus und Altenheime gehört auch zu seiner unterstützenden Arbeit.

Ganz besonders liegt ihm die Jugend am Herzen. Hier eine friedliche Vermittlung zwischen den Völkern ist ein hohes Ziel von ihm. Ebenso Schüleraustausch und Mitarbeit zwischen polnischen und deutschen Jugendlichen und die Unterstützung zum Aufbau einer Hotelfachschule.

Die Idee für ein großes, friedliches Europa zu werben, gehört auch zu seinen festen Gedanken. Ebenso Hennef zur Partnerstadt zu gewinnen. Viele sportliche Aktionen wurden von ihm ins Leben gerufen. Heute gehören gegenseitige, regelmäßige Besuche von Sportgruppen und Bürgern zwischen Nowy Dwór Gdański und Hennef zu einem festen Programm.

Besonders erwähnenswert ist seine Arbeit mit den deutschen und niederländischen Mennoniten. Hier wird nicht nur Geschichte aufgearbeitet, sondern besonders zur Völkerverständigung zwischen Deutschland und den Niederlanden beigetragen.

Die von mir aufgeführten Aktionen von Bolesław Klein sind nur ein kleiner Ausschnitt aus seiner unermüdlichen Arbeit.



Ein ganz fester Punkt ist auch seine Betreuung von ehemaligen Werderanern und Tiegenhöfern, die unsere alte Stadt Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański besuchen.

All diese Aktionen sind auch nur möglich, durch die Unterstützung seiner Frau Genia, der ein besonderer Dank gilt.

Ich bin stolz auf meinen Freund, den ich auch Bruder nennen darf.



Der Mennonitische Arbeitskreis Polen erneut auf Reisen

von Oskar Wedel

Das traf sich gut. Von langer Hand war die Reise geplant, nicht nur nach Danzig und Umgebung, sondern über Thorn und Warschau bis hinunter nach Krakau. Von langer Hand war zugleich geplant, Bolesław Klein, einem hochverdienten Bürger aus Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański, mittlerweile dessen Ehrenbürger, das Bundesverdienstkreuz zuzuerkennen. Frank Wiehler war der Initiator beider Unternehmungen. Am 4. Juli war es dann soweit. Wir waren unterwegs mit 47 Reisefreudigen, und der Bundespräsident Gauk hatte sich beeilt, mit seiner Unterschrift die Aushändigung des Bundesverdienstkreuzes zu besiegeln.

Ein Pole empfängt einen solchen Orden. Wie konnte es dazu kommen? Mag es uns als Arbeitskreis noch so sehr darum gehen, Erinnerung zu bewahren, so ist dies doch nur möglich, „wenn es gelingt, auch von polnischer Seite einen verständnisvollen und engagierten Partner zu finden“, so Frank Wiehler. So war es denn Bolek Klein, der das Werdermuseum in Tiegenhof Nowy Dwór Gdański ins Leben rief, den Mennoniten aus den Niederlanden, USA und schließlich auch Deutschland bereitwillig die Hand



reichte, um mit ihnen Projekte zur Pflege der Erinnerung an mennonitische Präsenz im Weichseldelta durchzuführen. Warmherzige Worte fand Frau Annette Klein, die Generalkonsulin der Bundesrepublik in Danzig. Natürlich plädierte sie für die Notwendigkeit, aus der Geschichte zu lernen, zumal bei aller positiven Entwicklung, der Makel des 2. Weltkrieges nicht so einfach abzuschaffen sei. Bolesław Klein habe auf seine Weise dafür gesorgt, dass durch unzählige Kontakte ein wichtiger Beitrag zur Aussöhnung geliefert wurde. Höchst persönlich und geradezu anrührend auch die Worte von Julius Hinz vom Tiegenhöfer Verein: „Was sagt Bolek Kleins

wunderbare Ehefrau Genia, wenn plötzlich Besuch kommt? Wie schön, ich habe gerade einen Kuchen gebacken. Was sagt die deutsche Hausfrau? Schade, dass du gerade heute kommst. Ich habe gar nichts da.“

Dem Wunsch, mit Gottes Hilfe auf zu neuen Taten, entspricht das Schlusswort von Frank Wiehler: „Die Motive des Bolesław Klein können wir nur erahnen. Sie wurzeln vermutlich in seinem christlichen Glauben. Und darin treffen sich viele von uns Mennoniten mit ihm.“



Wer das Szenarium erlebte, könnte geneigt sein zurückzublicken, um dann zur Kenntnis zu nehmen, wie am Beginn des letzten Jahrhunderts Polen gesehen wurden als die, die „willkürlich Bedrückung“ ausübten, so H. G. Mannhardt. Zum einen trägt Prof. Peter Klassen aus Kalifornien dazu bei, ein ausgewogenes Bild zu vermitteln, zum anderen sind wir Heutigen, die wir über sechzig Jahre im tiefsten Frieden leben, frei vom Blick in verhängnisvolle Vergangenheiten, frei auch von jeglichem Hang zum Prinzip der Verrechnung. Wir leben von den Chancen, die sich heute bieten; sie sind groß. Halten wir es mit den Lateinern: Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen.

Segnung und Einweihung der Gedenktafel für Pfarrer Knitter in der alten katholischen Kirche in Tiegenhof

von Julius R. Hinz

Pfarrer Paul Knitter, geboren 1890, gestorben 1945, war vom 12. April 1939 bis März 1945 in der alten katholischen Kirche „Verklärung Christi“ in Tiegenhof Seelsorger und Pfarrer.

Ich selbst habe ihn schätzen und ehren gelernt, seine vorbildliche Haltung zu allen Gläubigen, gleich welcher Nationalität. Dieses hat ihn während der Nazi-Zeit oft in Schwierigkeiten gebracht.

Unter Pfarrer Knitter war ich Messdiener und bin auch bei ihm zur ersten heiligen Kommunion gegangen, ebenso wie meine Jugendfreundin Klara Hirneisen, geborene Fait. Der Kommuniionsunterricht fand im alten Pfarrhaus statt, das aus Holzbohlen gebaut war und hinter der Kirche stand und erst in den 70er Jahren abgebrochen wurde. Hier hatte Pfarrer Knitter eine große, holzgeschnitzte Madonna mit Kind stehen und wir Kinder wussten alle, dass Pfarrer Knitter Anbeter der Mutter Gottes war.

Als die letzten Kriegstage um Tiegenhof tobten und die Rote Armee in die Stadt einbrach, hat Pfarrer Knitter die in der Stadt verbliebenen Frauen in die Kirche genommen, um sie dort vor den Rotarmisten zu schützen – VERGEBLICH! Er musste den Märtyrer-Tod sterben im Arbeitslager von Einlage.

Ich kam auf die Idee, für Pfarrer Knitter ein Denkmal zu setzen und stellte am 1. Februar 2012 bei Herrn Dekan Antoni Mikielewicz den Antrag, für Pfarrer Knitter in seiner alten Kirche ein Denkmal aufzustellen. Meine Idee wurde unterstützt von meinen Freunden Bolesław Klein und Harry Lau, denen ich sehr dankbar bin.

Daraufhin habe ich eine Madonna mit Kind in Bronze gießen lassen und für die Gedenktafel, gemeinsam mit meinen Freunden den Text für folgende Inschrift in deutscher und polnischer Sprache verfasst.

Pro Memoria

Pfarrer PAUL KNITTNER
1890 – 1945

von 1939 Pfarrer der Kirche Verklärung Christi,
von den Nazis schikaniert.

Dafür, dass Er die Würde der Frauen schützen wollte haben Ihn
die Russen ins Arbeitslager gebracht.

Am 10.04.1945 am Martertod gestorben.

Mutter Gottes halt Ihn in deinem Schutz.

A.D. 2012

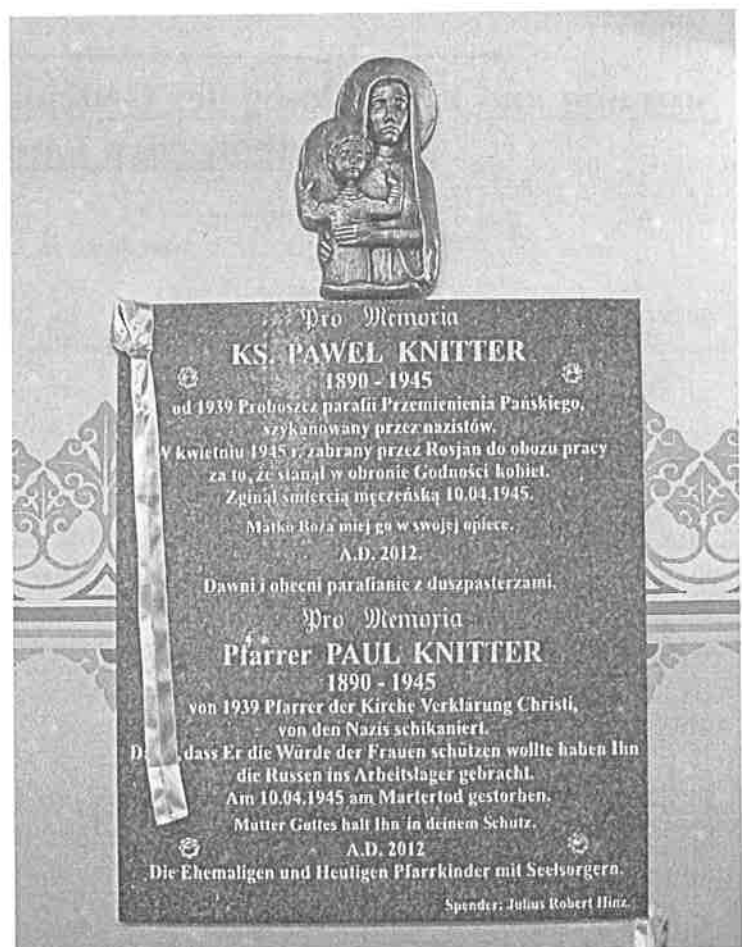
Die Ehemaligen und Heutigen Pfarrkinder mit Seelsorgern.

Spender: Julius Robert Hinz

Predigt von Priester Dariusz Juszczak in Nowy Dwór Gdański/Tiegenhof anlässlich der Enthüllung der Gedenktafel für Pfarrer Paul Knitter, Pfarrer der Kirche Verklärung Christi 1939 – 1945, am 6. August 2012.

In seinem Kommentar zum Kreuzweg im Colosseum in Rom, der 1998 stattfand, hat Olivier Clement geschrieben: „Ans Kreuz mit ihm. Dieser furchtbare Schrei der blinden Menschenmasse, eine schreckliche Liturgie des Todes, klingt in der ganzen Geschichte, klingt im ganzen letzten Jahrhundert: in der Asche von Auschwitz, im Eise der Ostlager, im blutigen Wasser der Reisfelder Asiens, in den afrikanischen Seen mit massakrierten Menschen, in Millionen ungeborenen Kindern, in behinderten Kindern und so auch in Kindern, die zur Prostitution verkauft worden sind.“

Die Verbundenheit zwischen dem Martertode vieler Glaubenszeugen und dem Leiden Christi bringt uns zum



Die Tafel ist von der Eingangsseite an der rechten Wand der Kirche angebracht.

Fragenstellen über die Verantwortung für das Böse, Gewalt und eigene Unterwürfigkeit. Das Andenken an den Blutzügen bevollmächtigt uns nicht zu einem Verlangen und darf auch nicht den Geist der Rache erwecken. Das Andenken an den Blutzügen des XXJH soll in unserem Gedächtnis einen Prozess initiieren, der zu einer reichen Vision des Kirchenlebens leitet und ein tieferes Verstehen des Evangeliums bringt.

Zum Schluss ist das Andenken an den Blutzügen kein Heidenbuch, sondern eine Lebensgeschichte, vieler gläubiger Menschen, deren Leben durch Gewalt verkürzt wurde. Das war auch der Fall, der vor 67 Jahren mit Pfarrer Paul Knitter passierte.

Paul Knitter, geboren in einer Stellmacher-Familie am 20. Juni 1890 in Chojnice. Sein Vater Augustin, seine Mutter Beate geb. Zemke. Hier hat Paul Knitter auch sein Abitur bestanden. In den Jahren 1911 – 1914 hat er das Priesterseminar in Pelplin besucht und das Studium in der Universität in Bonn beendet. Am 25. März 1915 wurde Paul Knitter zum Priester geweiht und inkardiniert zum geistlichen Stand in Danzig. In den Jahren 1915 – 1927 war Pfarrer Paul Knitter tätig in Vikariaten in Gniew, Zoppot, Kulm und Danzig. Am 1. Oktober 1927 übernahm er die Pfarrei in Pogorzala Wies/Wernersdorf. Im Jahre 1935 wurde er Dekan in Nowy Staw/Neuteich. In dieser Zeit hat Pfarrer Knitter den Bau der Kirche in Piekle beendet. Hier hat er die Messe in polnischer Sprache gelesen.

Vierundfünfzig Jahre seines Lebens, das war das Ende des 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit sehr großen Änderungen in der Zivilisation und Technologie, mit der Revolution, Entwicklung des Totalitarismus und zwei Weltkriegen. Es hat sich auch die Ideologie gegen alle Religionen entwickelt. In so einer Zeit hat der Pfarrer gelebt und so sein Leben gestaltet, dass er bis heute in guter Erinnerung geblieben ist.

Ich versuche, diese Tage, näher zu erläutern.

Der Papst Pius XI verkündete im Jahre 1937 eine Enzyklika, die den Faschismus anprangerte. Der Titel dieser Enzyklika in der deutschen, nicht in der lateinischen, Sprache „Mit brennender Sorge“ war für etwas Außergewöhnliches gedacht. Schon bevor Hitler an die Macht kam, hat die Kirche in Deutschland im Nazismus eine Bedrohung gesehen. Bischöfe aus Bayern haben im Jahre 1931 vor der Zukunft gewarnt, wo die Rasse vor der Religion steht. Ein Jahr nachdem Hitler an die Macht kam protestierte der deutsche Episkopat dagegen, dass die Kirche aus dem gesellschaftlichen Leben verdrängt werden solle. Die Kirche hat auf die heidnischen Wurzeln des Nazismus aufmerksam gemacht.

Die deutsche Generation, die zur Hitlerjugend gehören musste, hat das Lied gesungen „Wir sind die glückliche Hitlerjugend! Wir brauchen keine christliche Tugend, weil unser Führer Adolf Hitler ist. Er ist unser Erlöser und Schlichter.“

Die Kirche in Deutschland war für das Symbol des geöffneten Widerstands gegen Hitler geächtet. Es wurden gegen Geistliche Provokationen organisiert, die in der Bevölkerung negative Meinungen aufbauen sollten, dass die Pfarrer Verbrecher in Soutanen sind, die sich um das Schicksal des Volkes nicht kümmern. Martin Bormann schreibt: „Die Bevölkerung muss von der Kirche und den Pfarrern abgelenkt werden. Die Kirche muss restlos zerbrochen werden.“ So ähnlich war es auch in der Evangelischen Kirche. Viele Deutsche haben den Nazismus nie akzeptiert und die Christen haben den höchsten Preis durch Verfolgung mit dem Tod bezahlt.

In so einem Klima hat Pfarrer Knitter am 12. April 1939 die Pfarrei Verklärung Christi übernommen. Unter uns befinden sich heute seine Messdiener Julius Robert Hinz und Wieslaw Stefaniak. Ebenfalls zu Gast ist hier heute auch Frau Klara Hirneisen, ehemalige Tiegenhöferin,

die auch dieser Kirche angehörte. Herr Stefaniak ist mit seinen Eltern hier hergekommen, die hier als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden.

Die Kämpfe des Krieges kamen immer näher. Die Propaganda hat immer noch über die guten Erfolge der deutschen Armee informiert, aber die Bevölkerung wusste aus inoffiziellen Quellen, wie es wirklich war. Man hat gesehen, wie im heutige Kulturhaus und Landrat, ein militärisches Lazarett eingerichtet wurde, wo die aus dem Osten zurückgekehrten, verwundeten deutschen Soldaten behandelt wurden. Für jeden logisch denkenden Menschen war es klar, dass der schreckliche Krieg zu Ende ist. Das Leiden vieler Millionen Menschen und Völker, das der Nazismus gebracht hatte, konnte nicht ohne Nachwirkungen bleiben. Es war eine hohe Welle von Hass entstanden, die auch auf die deutsch sprechende Bevölkerung zukam. Soldaten der Roten Armee waren oftmals brutal unterwegs und haben alles vernichtet, da sie im Geiste des Stalinismus aufgewachsen waren. Das Wort „Stalinismus“ heißt die Regierung des Josif Dzugaszwili und das war: Diktatur, totale Sicherheit und Kontrolle, Massenmord, Industrialisierung, Kollektivierung und Isolierung von der Welt. Menschen, die damit nicht einverstanden waren, wurden eingesperrt, in Lager transportiert, mit Hunger unterdrückt oder ermordet.

Am 9. Februar 1945 hat die Rote Armee Elbing erobert. Die Tiegenhöfer Umgebung wurde noch bis März verteidigt, aber Anfang Mai wurde die Weichsel Nehrung aufgegeben. Die hiesige Bevölkerung war auf die Gnade und Ungnade der Sieger angewiesen. Viele Situationen, in denen sich die Frauen befanden, kann man mit zwei Worten beschreiben: Angst und Hunger! Die Frauen wurden vergewaltigt. Die russischen Offiziere haben die demoralisierten Soldaten für die Exzesse mit der ganzen Schärfe des Kriegsrechtes bestrafen wollen. Aber auch ohne größeren Erfolg. Viele deutsche Frauen verfolgt dieses Trauma noch heute. Das nächste Problem war auch der Mangel der Ernährung, hauptsächlich für Mütter mit kleinen Kindern. Schlechte Nachrichten über die ganze Lage kamen auch aus Elbing.

In so einer Situation hat Pfarrer Knitter im April 1945 die Frauen und Mädchen aus der Stadt in seiner Kirche versammelt, um sie dort zu schützen und persönlich zu verteidigen. Er wollte für sie der Wächter und Betreuer sein. Leider sind die russischen Soldaten in die Kirche eingedrungen, haben den Pfarrer unmenschlich behandelt und ins Arbeitslager transportiert – mit Pfarrern wurde hier grausam umgegangen. Am 10. April 1945 ist Pfarrer Paul Knitter dann den Martertod gestorben.

Ich selbst durfte Grußworte an die Gemeinde und Gedanken aus meiner Kinderzeit vortragen. Ganz nahe stand mir meine Zeit als Messdiener in dieser Kirche. In diesem Moment vermisste ich meinen Freund Gerhard Pätsch. Viele Sonntage haben wir in dieser Kirche im Gottesdienst dienen und auch an Beerdigungen teilnehmen dürfen, oft unter schwierigen Umständen. In vielen Momenten durften wir miterleben, welch' eine Güte und Gerechtigkeit Pfarrer Knitter ausgestrahlt hat. Schwierig war es in dieser Zeit. Die katholische Kirche genoss unter den Nazis kein gutes Ansehen.

An einem Beispiel sollte man erkennen, dass Pfarrer Knitter sich nicht von den Nazis hat beirren lassen: Eine polnische Familie namens Stefaniak war zur Zwangsarbeit über des KZ Stutthof nach Tiegenhof gebracht worden. Anfangs nur Herr Stefaniak, später die ganze Familie. Der kleine Polenjunge, sein Name zur deutschen Zeit Adelbert, aber eigentlich heißt er Wieslaw, seine Schwester Dorothea, sowie seine Mutter wurden in unserer Gemeinde voll aufgenommen und durften auch zur Kommunion gehen. Dieses war in der Nazi-Zeit streng verboten. Die beiden Polenkinder waren und sind immer noch meine Freunde. Der jüngste Bruder von Adelbert und Dorothea wurde noch Anfang März 1945 von Pfarrer Knitter getauft.



Dafür, dass sie an dieser Feierstunde teilgenommen haben, habe ich mich bei den Eminenzen, den Messdienern und den Gemeindegliedern aufs herzlichste bedankt. Ein besonderer Dank gilt Herrn Dekan Antoni Mikielewicz und Herrn Priester Darius Juszczak.

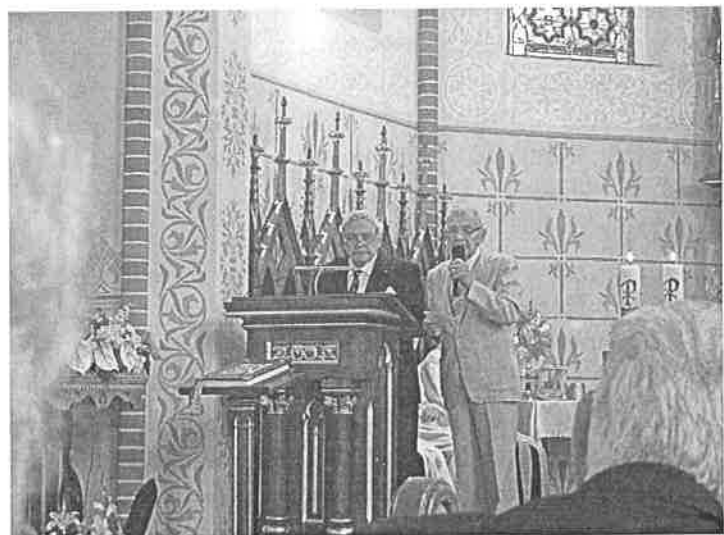
Im Anschluss an die Feierlichkeiten hat uns Dekan Atoni Mikielewicz zu einem Festessen in einem, aus Blockbohlen gebauten Restaurant, in Tiegenhof in der

alten Danziger Straße eingeladen.

Zum Schluss meiner Rede habe ich ein Gebet für Pfarrer Knittner gesprochen, das ich gern in diesem Bericht wiedergeben möchte:

Herr Jesus Christ,
Sohn des Vaters,
sende Deinen Geist über die Erde.
Lass den Heiligen Geist wohnen in den
Herzen der Völker, damit sie bewahrt bleiben
mögen vor Verfall, Unheil und Krieg.
Möge die Frau aller Völker,
die selige Jungfrau Maria,
unsere Fürsprecherin sein und den
Priester Paul Knitter in das Reich
der Barmherzigkeit aufnehmen.
Amen

Nachdem am 6. August 2012 Madonna, Tafel und Text abgeseget waren, wurde von Herrn Dekan Antoni Mikielewicz ein Gedenk-Gottesdienst für Pfarrer Knittner gehalten. Mit großer Dankbarkeit denke ich an diesen Gottesdienst. In einer völlig überfüllten Kirche haben 6 Priester und 8 Messdiener die Messe zelebriert. Die Predigt und die Weihung des Denkmals wurden von Priester Darius Juszczak (Priester der neuen Kirche in Tiegenhof) gehalten.



Die gesamte Messe wurde in die deutsche Sprache übersetzt von Harry Lau und Boleław Klein.

In Dankbarkeit
Julius Robert Hinz

Ein Schlüsselerlebnis

von Heinz Korella

Seit der Flucht 1945 bewahrten wir einen Ring mit 7 Schlüsseln auf, für den das dazugehörige Haus fehlte. Das Haus steht noch, es ist in fremden Händen. Die Bewohner haben eigene Schlüssel und sind in meinem Elternhaus bereits alt geworden. Wir schauten, immer seltener, die alten Schlüssel an, ein kleines „ach ja“, und sie wurden wieder weggelegt. Doch Anno 2011 wachten sie auf und boten Stoff für eine erstaunliche Geschichte:



Heinrich Korella bei der Schlüsselübergabe im Museum

Als ich bei einem Dia-Vortrag die Schlüssel von meinem Tiegenhöfer Elternhaus vor Landsleuten und polnischen Freunden im Bild zeigte, schloß ich nicht aus, daß diese einmal im Werdermuseum des heutigen Nowy Dwór Gdański sein könnten. Ja, dieses Schlüsselbund wollten die Leute vom dortigen polnischen Heimatklub unbedingt haben.

Im November 2011 flog ich mit meinem Schulkamerad Julius R. Hinz, welcher sehr viel soziale Hilfe seit zig-Jahren nach drüben leistet, nach Danzig um das Schlüsselobjekt zu übergeben.

Ich glaubte ein kleiner Lokalreporter käme dazu. Doch es kam anders. Zuerst war Radio Gdańsk da. Welcher das Interview 2 x sendete. Die große Zeitung Gazeta Wiborza landesweit und die Danziger Dziennik Baltycki brachten auf Seite 2 mit Bildern ihre Berichte über die zum Festakt gewordene Schlüsselübergabe, zu der unter Beisein und Grußworten der deutschen Generalkonsulin für Polen in Danzig, Frau Anette Klein, viele festlich gekleidete Besucher in das Museum kamen. Reporterinnen der



Schülerzeitung des Lyceums fragten mich nach meiner Knabenzeit aus. Ein Filmteam drehte vor Ort mit mir im Kleinstädtchen und vor dem Elternhaus für den Historical-Kanal von TVP einen Film, der am 19. und 20.1.2012 unter dem Titel „Klucze bez domu“ (15 Minuten) gesendet wurde. Kurz vor der Abreise, schon mit dem Koffer in der Hand, erwischte mich TV - Gdańsk und machte ein Interview. Es war für die Polen ein enorm symbolischer Akt – ohne einen Anspruch übergebe ich sozusagen ein Haus. Dazu noch Schlüssel, welche dem „Wilhelm Gustloff“-Untergang entkommen waren.

Dem Versprechen der NS-Kreisleitung zufolge, sollte es nur eine kurze Evakuierung Ende Januar 1945 sein. Die Russen würden an Nogat und Weichsel aufgehalten und zurückgeworfen werden und wir kämen dann bald wieder nach Hause. Aus späterer Sicht ein lachhaftes Argument.

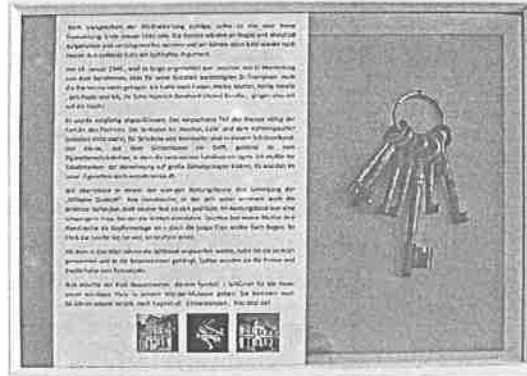
Am 14. Januar 1945, weil es lange angemeldet war, wurden mir in Marienburg von dem berühmten, aber für seine Grobheit berühmigten Dr. Trampnau noch die Rachenmandeln gekappt. Ich hatte noch Fieber. Meine Mutter, Käthe Korella, geb. Papin und ich, ihr Sohn Heinrich Bernhard (Heinz) Korella, gingen also mit auf die Flucht.

Es wurde sorgfältig abgeschlossen. Der verpachtete Teil des Hauses oblag der Familie des Pächters. Die Schlüssel für Haustür, Cafe' und dem Kohlspeicher (existiert nicht mehr), für Schränke und Weinkeller sind in diesem Schlüsselbund. Der Kleine, mit dem Gittermuster im Griff, gehörte zu dem Zigaretenschränkchen, in dem die rationierten Tabakwaren lagen. Ich mußte die Tabakmarken zur Abrechnung auf große Zeitungsbogen kleben. Es wurden im Lokal Zigaretten auch einzeln verkauft.

Wir überlebten in einem der wenigen Rettungsboote den Untergang der „Wilhelm Gustloff“. Ihre Handtasche, in der sich unter anderem auch die Schlüssel befanden, hielt Mutter fest an sich gedrückt. Im Rettungsboot war eine schwangere Frau, bei der die Wehen einsetzten. Spontan bot meine Mutter ihre Handtasche als Kopfunterlage an – doch die junge Frau wollte flach liegen. So blieb die Tasche wo sie war, an Mutters Brust.

Als man in den 60er Jahren die Schlüssel wegwerfen wollte, habe ich sie an mich genommen und in die Besenkammer gehängt. Später wurden sie für Presse und Buchinhalte zum Fotoobjekt.

Nun möchte der Klub Nowodworski diesem Symbol - Schlüssel für ein Haus - einen würdigen Platz in seinem Werder-Museum geben. Sie kommen nach 66 Jahren wieder zurück nach Tiegenhof. Einverstanden, hier sind sie!



Haus Korella in der ehemaligen Schloßerstraße

Bilder: Heinrich Korella

Aufruf an die Senioren

*von Gisela Gillert
ingesandt von Dora Glüsing*

Ihr sollt nicht immer von Krankheiten reden,
denn irgend was plagt im Alter doch jeden:
ein bißchen Rheuma, ein schlechtes Gehör,
verschlissene Knochen, das Gehen fällt schwer,
der Kreislauf ist träge, schlechter das Sehn,
die Zähne sind locker, bevor sie ganz von uns gehen,
das Gedächtnis hat Lücken, man sucht oft vergebens
nach bestimmten Dingen des vergangenen Lebens,
das Blut hat Zucker, die Haare sind grau,
die Galle macht Sprünge, der Magen ist flau,
der Mastdarm ist müde, der Bauch kugelrund,
die Taille hat Ringe, der Hintern ist wund:
doch eins allein ist jetzt für euch richtig,
nehmt alles gelassen, nehmt nichts so wichtig,
dann lacht über allem wieder die Sonne,
Ihr Lieben, das Leben ist doch eine Wonne.

In den Stadtpark könnt Ihr später noch gehen,
jetzt solltet Ihr Euch in der Welt umsehen,
fahrt ins Gebirge, fahrt an die See,
genießt die Wärme, seid froh im Schnee.
Jetzt treibt Euch niemand, jetzt habt Ihr Zeit,
die Welt ist doch schön und so herrlich weit.
Jetzt zu verreisen ist gar kein Problem,
Ihr weicht dem Stau aus, Ihr fahrt bequem.
Ihr müßt jetzt leben, zusammen reisen,
zusammen ausgehn und herrlich speisen.
Trinkt einen Fruchtsaft, ein Bier oder Wein –
und laßt Euch nicht stören beim Fröhlich sein.
Seid glücklich zusammen und ganz ungezwungen,
denn wenn Euch das so richtig gelungen,
dann lacht Euch das Leben, lacht Euch die Sonne,
Ihr Lieben, das Leben ist doch eine Wonne.

Ihr sollt Geist und Glieder bewegen
und nicht in den Schoß die Hände legen.
Schwimmen und Wandern, Gymnastik und Tanz
verleiht auch Euren Tagen noch Glanz.
Der Geist sei beweglich und nie in Ruh,
das hält Euch fit und Ihr lernt noch dazu.
Seid Ihr zusammen ein älteres Paar,
seid dankbar dafür, es ist wunderbar.
Nehmt in den Arm Euch, gebt Euch ´nen Kuß,
das ist auch im Alter noch stets ein Genuß.
Tut Euch zusammen, wenn Ihr allein,
die Einsamkeit, die kann schrecklich sein.
Gebt Wärme Euch stets und Gemütlichkeit

und immer wieder auch Zärtlichkeit, -
es gibt nichts Schöneres unter der Sonne,
Ihr Lieben, das Leben ist doch eine Wonne.

Ihr sollt nicht mit Eurer Rente sparen,
Ihr habt sie erworben in vielen Jahren.
Nehmt Euer Geld und genießt das Leben. –
Ihr müßt nicht alles den Nachkommen geben.
Ihr habt nach dem Krieg mit Null angefangen,
so ist es den Jungen niemals ergangen:
und stets ins gemachte Bett zu legen
gereicht noch niemand wirklich zum Segen.
Haut auf die Pauke, macht es Euch schön,
und seht nicht wie schnell die Tage vergehn.
Selbst wenn Euch auch jetzt mal etwas bedrückt:
Bejaht das Leben und seid entzückt.
Jetzt ist es bestimmt noch längst nicht zu spät,
doch die Zeit, die kommt, wo dann nichts mehr geht.
Jetzt aber lacht über Euch noch die Sonne,
Ihr Lieben, das Leben ist doch eine Wonne.

**Es ist mal wieder soweit.
Die Tiegenhöfer und Werderaner
treffen sich vom 26. bis 29. April 2013 in Lübeck-Travemünde.**

Das große Werk von Marek Opitz, das Vorlaubenhaus in Tiegenhagen/Cyganek, geht in die Fertigstellungsphase.

von Julius Robert Hinz

Marek Opitz vollbringt ein unglaubliches Werk, indem er ein Vorlaubenhaus in Tiegenhagen/Cyganek, unmittelbar hinter dem Tiege-Deich aufbaut.



Das wiederaufgebaute Vorlaubenhaus von Marek Opitz in Tiegenhagen

Marek Opitz hat ein Vorlaubenhaus aus dem 18. Jahrhundert in Hirschfeld/Jelonki (in der Nähe des Oberländer Kanals) erworben, abgetragen und baut es im Original mit den alten Materialien in Tiegenhagen/Cyganek wieder auf.

Als ich am 3. Juli dieses Jahres das Haus besichtigte, kam ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Ich konnte miterleben, wie in den restlichen Erdgeschossräumen die ca. 6-7 cm starken

Holzdielen (ca. 6 m lang) verlegt wurden. Alle Arbeiten werden zur Zeit von Marek Opitz und seinen beiden Söhnen ausgeführt.

Marek Opitz hat die Idee nach Fertigstellung des Hauses, ein kleines Café und auch ein paar Fremdenzimmer einzurichten.



Balken an der Küchenlaube mit Inschrift „Anno * M I B H * 1754“

Es gibt dann die Möglichkeit, mit dem Boot von Marek Opitz, das ca. 10 Personen fasst, auch von Tiegenhof nach Tiegenhagen/Cyganek zu fahren. Es gibt bereits eine Anlegestelle an der Tiede in Tiegenhagen/Cyganek.

Sollten Sie Tiegenhof oder das Große Werder besuchen, empfehle ich dringend, nach Vereinbarung mit Marek Opitz, das Haus zu besichtigen. Bedenken Sie, dass Marek Opitz aus eigenen Mitteln und mit eigener Arbeitskraft dieses Museums-Haus vollbringt. „Es

gibt eine Spendendose – die sollten Sie besonders beachten“.

Ich freue mich schon auf die Eröffnung, die sicherlich sehr feierlich vollzogen wird. Marek Opitz und seiner Familie wünsche ich für sein weiteres Vorhaben Glück und Gottes Segen.



Besonders beeindruckt hat mich der Kachelofen, der ebenfalls aus einem Werder-Haus stammt



Ebenso beeindruckend ist auch die Küche (mit offenen Kamin), die sicherlich aus dem 19. Jahrhundert stammt, original eingebaut, mit Kochstelle, Backofen und Wärmeröhre

Hilfsgüter-Transport an bedürftige Menschen in Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański, Kreis Großes Werder

von Julius Robert Hinz

Empfänger war das Sozialamt Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański mit der Leiterin Gabriela Dywizjusz. Für die Organisation (Entladen und Einlagern) hatte sich die Freiwillige Feuerwehr Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański zur Verfügung gestellt.

Dieses Mal war es unendlich schwierig, eine Transportmöglichkeit zu finden. Letztlich brauchten wir einen LKW, der ein Ladevolumen von mindestens 10 –12 Metern zur Verfügung hatte.



Die Hilfsgüter stehen zum Abtransport bereit

nehmen? Bolek organisierte, dass die Hälfte die Stadtverwaltung übernimmt und die andere Hälfte der Verein Tiegenhof Kreis Großes Werder tragen würde.



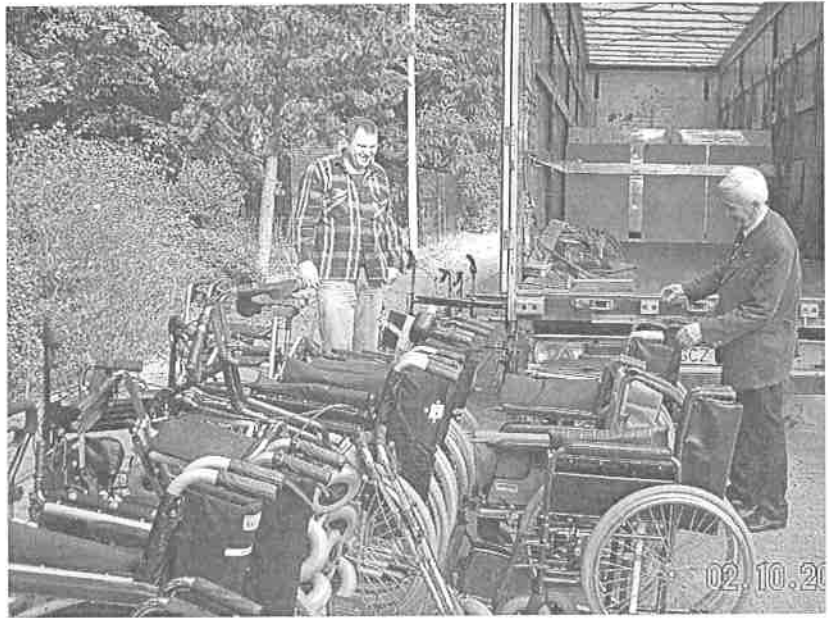
Julius R. Hinz und Herr Karl-Heinz Reissner beim Umladen

Mittlerweile hatten wir über vier Monate die Sachen bei meinem Sponsor, Herrn Reissner und bei mir eingelagert. Es stellte sich heraus, dass alle Zusagen, den Transport kostenlos durchzuführen, fehlschlügen. Daraufhin habe ich wieder meinen alten Freund Bolek Klein eingeschaltet und – wie immer – hat es bei Bolek geklappt, allerdings mit einem kleinem Hindernis. Der Spediteur wollte zumindest die Grundkosten bezahlt haben. Letztlich handelte es sich ja um einen großen Frachtauftrag. Wir konnten uns dann darauf einigen, dass der Spediteur diesen Auftrag für 2.000 Zol./500.00Eur durchführen würde – aber woher

Nun stand noch der Umlade-Transport zur Frage. Da der Lkw eine Länge von über 20 Metern hatte, war ein Umladen nur auf einem speziellen Parkplatz möglich. So übernahm wieder einmal mein Sponsor Herr Reissner diesen Transport.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Herrn Karl-Heinz Reissner für die Unterstützung, unaufhörlich wertvolle Dinge für Krankenhäuser, Altenheime und bedürftige Menschen zu sponsern, danken.

Ganz wertvoll waren zwei Wasch-Pflegebetten, die das Krankenhaus Tiegenhof bekommen hat, sowie ein elektrischer Rollstuhl für einen Schwerbehinderten, ebenso zwei Pflegebetten, 23 Rollstühle, 38 Rollatoren, 16 Paar Gehhilfen, 2 WC-Behinderten-Aufsätze usw. Ein Teil der Rollstühle, Rollatoren und Gehhilfen hat auch das Alten- und Pflegeheim in Steegen erhalten. Drei Rollstühle gingen an das Marienkrankenhaus in Danzig, weil hier für zwei Stationen nur ein Rollstuhl zur Verfügung stand.



Der LKW ist fast beladen

Die 80 Umzugskartons, fünf Reisekoffer, die mit ausgesuchter Wäsche, Schuhen, Bekleidung, Handtüchern, Decken und Winterbekleidung gefüllt waren, sind schon innerhalb der ersten 14 Tage zu 80% zur Verteilung gekommen. – Gut, dass wir so viel Platz im LKW hatten.

Mein Dank gilt meinen Freunden für die Unterstützung der Sammlung, insbesondere Herrn Karl-Heinz Reissner vom Haus Fangdieck in Hamburg.

Bitte überprüfen Sie:

Ist Ihre Anschrift auf dem Adressenblatt korrekt?

Eine falsche Straßenangabe, eine falsche Hausnummer, eine falsche Postleitzahl

kann dazu führen, daß die Post die TN nicht zustellt und einfach als „unzustellbar“ an uns zurück schickt!

Die Post gibt sich leider oft nicht mehr so viel Mühe wie früher!
In einem solchen Fall würden Sie aus unsere Kartei gelöscht werden
und Sie erhalten dann die TN nicht mehr!

Senden Sie bitte ihre Änderungsmitteilung an folgende Anschrift:

Michael Pauls, Laustraße 53, 70597 Stuttgart

Tel.: 07 11 – 6 20 22 60 E-Mail: pauls@tiegenhof.de

Partnerschule von Tiegenhof wurde Europaschule

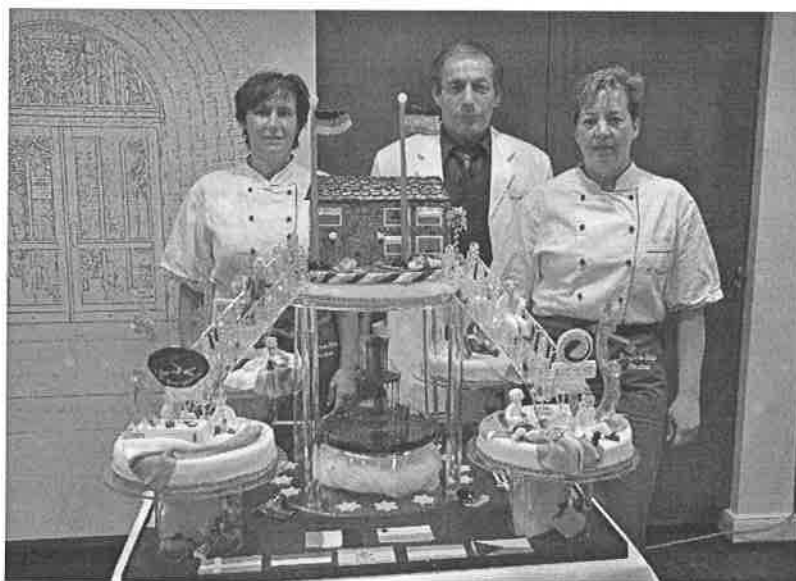
von Dr. Udo Pfahl und Norbert Hennike

Elmshorn / Tiegenhof Nowy Dwór Gdański. *„Insbesondere hervorzuheben ist die Bereitschaft der Beruflichen Schule Elmshorn zur materiellen Unterstützung der Zespól Skól Nr. 2 und der aktive Knowhow-Transfer.“* Mit diesen Worten würdigte das Schleswig-Holsteiner Ministerium für Bildung und Kultur die Ernennung der Beruflichen Schule Elmshorn zur Europaschule.

Zur Erinnerung: Aufgrund einer Initiative von Julius Robert Hinz erfolgte der Transport einer Lehrküche und eines Schulrestaurants von Elmshorn nach Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański. Dort wurden beide Einrichtungen in der Berufsschule eingebaut und ermöglichen seitdem eine Ausbildung in den Berufen der Gastronomie. Mittlerweile ist die Berufsschule Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański ein Magnet für junge Menschen aus der gesamten Region geworden. Im Rahmen eines Festaktes würdigte der Elmshorner Studiendirektor Dr. Udo Pfahl ausdrücklich das ideelle und finanzielle Engagement seines Heimatfreundes Julius Robert Hinz und erläuterte den anstrengenden Weg zur Europaschule. Europaschulen seien Leuchttürme für die Idee Europas,

sagte der Pinneberger Landrat Oliver Stolz. Neben dem Rednerpult befand sich eine mehrstöckige Festtagstorte, welche die Etappen zur Europaschule symbolisierte. Um die große Torte herum waren die Elmshorner Partnerschulen aus Spanien, Frankreich, Dänemark und Polen als kleinere Torten errichtet worden – jeweils mit Marzipanfiguren und Elementen aus Karamell landestypisch verziert. Dr. Pfahl zitierte in seiner Ansprache aus dem Schulprogramm der Beruflichen Schule Elmshorn. *„Eine durch interkulturelle*

Lernprozesse entwickelte Kompetenzerweiterung im Rahmen von Schulpartnerschaften kann über den zusätzlichen Erwerb fachlicher Kenntnisse und Fertigkeiten hinaus erreichen, dass sowohl unsere als auch die Schülerinnen und Schüler der jeweiligen Partnerschulen sich in ihrem Denken und Fühlen, in ihren Sichtweisen und Erfahrungen sowie in ihren kulturellen Eigenheiten einander darstellen und wahrnehmen. Den Schülerinnen und Schülern wird ermöglicht, dass sie diese Eigenheiten aufeinander beziehen und in der Konsequenz bereit sind, sie in ihr eigenes Handlungsrepertoire einzuflechten oder sie zumindest zu respektieren.“ Dieser Passus, so Dr. Pfahl, erfordere einen ehrlichen Umgang beider Seiten mit der jahrhundertealten deutsch-polnischen Geschichte, um gegenseitige Ressentiments abzubauen – benötigt werde demnach „eine Partnerschaft im Kontext der Geschichte“. Es folgte der Ausspruch Schillers: *„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit – und neues Leben wächst aus den Ruinen.“* Dieser zeitlosen Weisheit setzte Dr. Pfahl hinzu: *„Wenn wir das Zitat*





als ein Zeichen der Hoffnung interpretieren, dann können die Partnerschulen Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański und Elmshorn dazu beitragen, dass die ihnen anvertrauten Schülerinnen und Schüler zu Hoffnungsträgern werden.“ Ganz in diesem Sinne übermittelte inzwischen auch die Berufsschule aus Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański herzliche Glückwünsche nach Elmshorn und wünschte sich weiterhin eine gedeihliche Zusammenarbeit. Abschließend versprachen Julius Robert Hinz und Dr. Udo Pfahl,

sich dafür einzusetzen, dass auch die Berufsschule Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański eines Tages den Titel „Europaschule führen kann. Dafür, und da waren sich beide einig, benötige man auch in Zukunft die helfende Hand von Bolek Klein, dem man auf diesem Wege gute Besserung hinsichtlich seiner Krankheit wünschte.

Die neue Zeit

von Ott-Heinrich Stobbe

Schon vor dem Kriege gab es schon
in Tiegenhof das Telefon.
Die Stobbe, Wiens, Hinz und Konsorten
konnten reden mit so manchen Orten.
Geheim war nichts, das war bekannt,
denn immer war da „Fräulein Amt“.
Die steckte um und sie verband
Thof mit dem ganzen, weiten Land.

Doch nun kam eine neue Zeit.
Die Elektronik war mit Macht soweit.
Man schreibt nicht mehr,
man mailt heut' nur
und das geht dann
rund um die Uhr.

Im hohen Alter macht bekannt
uns Bolek, dass er Anschluss fand.
Zum E-mail gratulieren wir
und hoffen fröhlich nun mit Dir,
dass viele liebe Menschen mailen:
so wird es Bolek an nichts fehlen.

Doch stehen bleibt in diesem Raume:
Es bleibt bei STOBBE mit der Pflaume.
Denn auch den guten Lebenswandel
stört nicht ein Stobbe-scher Machandel.

Bilderbogen



Konfirmation 1943 in Tiegenhof mit Pastor Kurowski

Eingesandt von Irmgard Knauer geb. Andres früher Petershagen. Wer erkennt sich wieder? Irmgard Knauer geb. Andres ist in der zweiten Reihe von oben als die zweite von links zu sehen.

Anschrift: Marienhofweg 4, 25813 Husum Tel.:04841-71649

Frau Irmgard Knauer schreibt zu dem Bild: Das Bild hat mein Vater in Rußland immer bei sich gehabt. Als er uns 1945 in Husum wiedergefunden hatte, hat er mir das Bild gegeben.

Bilder eingesandt von Lore Paulmann



Großeltern Meta und Benno Claassen
In Einlage an der Nogat



Wohnhaus, Scheune und Garten der Großeltern



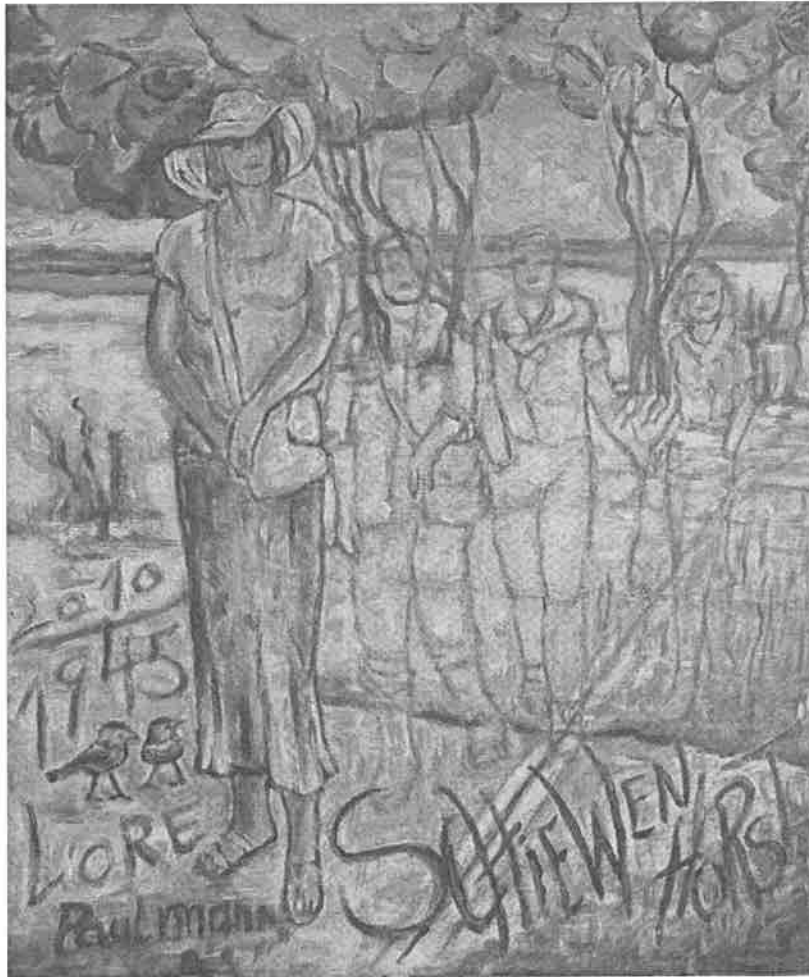
Lorchen 1940 – Lore 2010



Eltern (Frieda und Werner Hammler) von Lore Paulmann
Kinder (Helga und Lore)



Ehemalige Schule in Groschkenkampe (Aufenthalt vor der Flucht)



Schiewenhorst 2010 (Flucht 1945)

Wer kann helfen?

Unser Vereinsmitglied Herr Eberhard Bönchendorf versucht etwas über die Familie Wilhelm und Ida Zimmermann aus Tragheim herauszufinden. Wilhelm und Ida Zimmermann geb. Boenchendorf haben in Tragheim eine Pferdezucht betrieben. Durch den zweiten Weltkrieg ist die Verbindung verloren gegangen. Nun fragt Herr Bönchendorf ob jemand etwas über das Schicksal des Ehepaars Zimmermann bzw. eventueller Nachkommen weiß. Nachrichten bitte an: Eberhard Bönchendorf Kneippstraße 71, 38642 Goslar.

Familiennachrichten

Das Jahr 1952 scheint das Jahr der Hochzeiten gewesen zu sein. Wir können alleine vier mal zu einer Diamantenen Hochzeit gratulieren, außerdem haben wir noch die Freude drei mal zur Goldenen Hochzeit zu gratulieren.

Diamantene Hochzeit haben am 30.05.2012 Frau Ursula Kruse geborene Manhold aus Tiegenhof und ihr Mann Bernhard Kruse gefeiert. Sie leben in der Stargarderstraße in 17094 Groß Nemerow. Der Vorstand mit seinen Vereinsmitgliedern gratuliert von ganzem Herzen. Wir wünschen Ihnen für die Zukunft alles Gute und Gottes Segen.

Herr Willy Schulz aus Neustädterwald und seine Frau Edeltraud konnten am 23.05.2012 in 98590 Wernshausen in der Alexander-Puschkin-Straße 54 das Fest der Diamantenen Hochzeit feiern. Im Namen des Vorstands und unserer Vereinsmitglieder gratulieren wir den Jubilaren sehr herzlich und wünschen für die Zukunft alles erdenklich Gute und Gottes Segen.



Herr Günther Loepp aus Walldorf Jungfer und seine Frau Hildegard geborene Christmann konnten am 25.07.2012 das Fest der Diamantenen Hochzeit begehen. Das Jubelpaar lebt in der Kurpfalzstraße 8 in 67734 Katzweiler. – Der Vorstand mit seinen Vereinsmitgliedern gratuliert von ganzem Herzen. Wir wünschen Ihnen für die Zukunft alles Gute und Gottes Segen.

In Tiegenhof in der ul.Dabrowskiego 4/2 konnten am 05.11.2012 Herr Boleslaw Klein und seine Frau Euginia das Fest der Diamantenen Hochzeit feiern. Der Vorstand und die Mitglieder des Vereins gratulieren Euch dazu sehr herzlich und möchten Euch auch an dieser Stelle sehr herzlich danken für die schöne Zeit unserer polnisch-deutschen Freundschaft.

Herr Hans Moede aus Neustädterwald und seine Frau Gisela geborene Salzman haben bereits im vergangenen Jahr am 21.10.2011 das Fest der Goldenen Hochzeit feiern können. Sie leben in der Feldstraße 7 in 15859 Storkow. Im Nachhinein gratulieren wir noch von ganzem Herzen auch im Namen des Vorstands und seiner Mitglieder und wünschen für die Zukunft noch schöne gemeinsame Jahre.

Ebenfalls Goldene Hochzeit haben Herr Hans-Günter Mekelburger aus Tiegenhagen und seine Frau Ursel geborene Harder aus Stadtfelde am 31.03.2012 gefeiert. Die Jubilare leben in 56567 Neuwied in der Mennonitenstraße 22. Wir gratulieren Euch von Herzen auch im Namen des Vorstands und seiner Mitglieder und wünschen Euch auch für die Zukunft Gottes Segen und noch schöne gemeinsame Jahre.



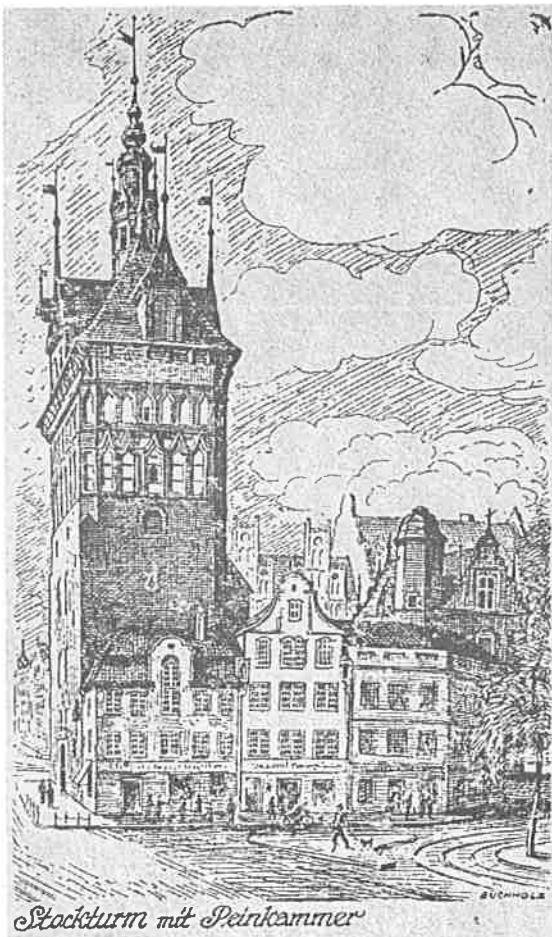
Herr Georg Lietz aus Tiegenhof und seine Frau Rosemarie geborene Just haben am 11.08.2012 das Fest der Goldenen Hochzeit feiern können. Sie leben in 21465 Reinbek, Hamburger Straße 49. Der Vorstand und seine Mitglieder gratulieren sehr herzlich und wünschen für die Zukunft Gottes Segen und alles erdenklich Gute.

Alte Postkarten mit Danziger Motiven

Eingesandt von Herbert N. Maschke




Gesehen am 3.7.2012 in Danzig
Bischofsberg/Biskupia
Fritz Schulz



Als letzten Gruß

Wir trauern um unsere verstorbenen Landsleute

Wir werden das Andenken der Verstorbenen in Ehren halten und sie in unserem Gedenkbuch verewigen

Rose, Dieter * 11.11.1934 + 24.12.2001 Tiegenhof	Treder, Walter * 11.10.1922 + 26.03.2010 Fürstenwerder	Peter, Horst * 17.02.1927 + 11.05.2011 Dortmund	Schmidt, Herta * Ellert * 21.01.1929 + 07.06.2011 Lakendorf	Folchert, Karl-Heinz * 29.04.1923 + 30.09.2011 Tiegenhof
Herzberg, Hubert * 05.01.1932 + 08.10.2011 Tiegenhof	Thiessen, Hermann * 29.05.1919 + 19.10.2011 Stutthof	Stäß, Emmy * 21.08.1925 + 27.11.2011 Stutthof	Froese, Hans Joachim * 12.03.1926 + 06.12.2011 Reimerswalde	Petit, Elfriede * Perschewski * 19.08.1917 + 11.12.2011 Stutthof
Müller, Gerda * Klatt * 30.11.1936 + 13.12.2011 Bodenwinkel	Hottenrott, Dr. Christa * Herzberg * 01.01.1922 + 21.12.2011 Tiegenhof		Rose, Johanna * Grambau * 17.12.1921 + 24.12.2011 Jungfer	Puy, Herta * Schmidt * 18.11.1923 + 26.12.2011 Stutthof
Manske, Gisela * Tiedke * 10.11.1933 + 07.01.2012 Schönbaum	Walter, Ernst * 18.11.1920 + 10.02.2012 Stutthof		Klingauf, Anneliese * Haase * 19.09.1927 + 14.02.2012 Stutthof	Gohl, Heinz * 19.09.1923 + 21.02.2012 Stutthof
Kuptz, Ulrich * 18.07.1929 + 23.02.2012 Stutthof	Schlumbohm, Hannelore * Dau * 02.08.1927 + 03.03.2012 Stutthof		Heeger, Gerda * Klatt * 26.01.1925 + 05.03.2012 Stutthof	Will, Hilbert * 28.12.1924 + 05.03.2012 Stutthof
Zimmermann, Inge * Janssen * 02.04.1937 + 19.03.2012 Prinzlaff	Henning, Anni * Schöler * 12.09.1915 + 31.03.2012 Stutthof		Marbs, Lotte * Manhold * 20.10.1925 + 01.04.2012 Fürstenwerder	Klaaßen, Christel * Wiebe * 06.12.1915 + 13.04.2012 Tiegenhof
Frischkemuth, Herta * Podebski * 14.01.1932 + 14.04.2012 Stutthof	Priebe, Peter * 18.05.1933 + 15.05.2012 Tiegenhof		von Götzendorf, Werner * 14.09.1929 + 25.06.2012 Stutthof	Böhlert, Edith * Freitag * 05.06.1927 + 04.07.2012 Stutthof
Brandt, Kurt * 27.12.1934 + 06.07.2012 Stutthof	Daurer, Nora * Peters * 17.02.1924 + 07.07.2012 Stutthof Weidenhaken	Lipke, Erna * Will * 21.04.1920 + 17.07.2012 Stutthof	Kuschel, Heidrun * 24.10.1943 + 23.07.2012 Tiegenhof	Dürre, Helene * Schütz * 13.04.1925 + 06.08.2012 Stutthof
Rohde, Kurt * 06.07.1925 + 18.08.2012 Tiegenhof	Trippner, Helmut * 28.07.1927 + 13.09.2012 Stutthof	Wass, Anita * Schmidt * 17.08.1940 + 17.09.2012 Fürstenwerder	Dobbrick, Lothar * 17.06.1930 + 26.09.2012 Bodenwinkel	Funke, Hannelore * Behrend * 13.05.1928 + 04.12.2011 Holm bei Tiegenort
Glinsmann, Jutta * Fentroß * 15.03.1933 + 28.06.2012 Neumünsterberg				Rehahn Herta * Heinrichs * 08.06.1923 + 15.09.2012 Rosenort



Sage, wo ist Bethlehem?

Von Rudolf Otto Wiemer

*Sage, wo ist Bethlehem?
Wo die Krippe? Wo der Stall?
Mußt nur gehen,
mußt nur sehen -
Bethlehem ist überall.*

*Sage, wo ist Bethlehem?
Komm doch mit, ich zeig es dir!
Mußt nur gehen,
mußt nur sehen -
Bethlehem ist jetzt und hier.*

*Sage, wo ist Bethlehem?
Liegt es tausend Jahre weit?
Mut nur gehen,
mußt nur sehen -
Bethlehem ist jederzeit.*

*Sage, wo ist Bethlehem?
Wo die Krippe? Wo der Stall?
Mußt nur gehen,
mußt nur sehen -
Bethlehem ist überall.*

*Ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest 2012
und ein gesundes und friedvolles Neues Jahr 2013
wünscht allen Mitgliedern und Familienangehörigen
der Vorstand*

Impressum

53. Tiegenhöfer Nachrichten (2012)
Redaktionelle Bearbeitung und Layout: Fritz Schulz

Herausgeber: Gemeinnütziger Verein Tiegenhof Kreis Großes Werder e.V.
Internet: www.tiegenhof.de
E-Mail: info@tiegenhof.de

Eingetragen im Vereinsregister des Amtsgerichts Lübeck, Az. Vr. 1434.

**Gemeinnützigkeit anerkannt durch Bescheid des Finanzamtes Lübeck vom
27.03.2007, Az. Gl.434-HI.**

Vorstand für die Amtszeit von 2009 bis 2013

Michael Pauls <i>Vorsitzender</i>	Laustraße 53, 70597 Stuttgart Tel. 07 11-6 20 22 60. Fax 07 11-6 20 22 61 E-Mail: pauls@tiegenhof.de
Rosmarie Hansen <i>Geschäftsführerin</i>	Leuthenstraße 33, 40231 Düsseldorf Tel. 02 11- 22 12 56 Fax 02 11-22 12 56 E-Mail: hansen@tiegenhof.de
Dr. Siegfried Hellbardt <i>Schatzmeister</i>	Große Straße 133 A, 21075 Hamburg Tel. 040-7 92 56 25 Fax 040- 7 92 56 25 E-Mail: hellbardt@tiegenhof.de
Fritz Schulz <i>Redaktion TN</i>	Kirchdorferstraße 198, 21109 Hamburg Tel. 0 40-7 54 68 10 Fax 0 40-31 99 39 55 E-Mail: schulz@tiegenhof.de
Ott-Heinrich Stobbe <i>Vorstand</i>	Fürstenwalder Straße 3, 26133 Oldenburg Tel. 04 41-2 68 20 Fax 04 41-1 62 35 E-Mail: o.stobbe@tiegenhof.de
Julius Hinz <i>Vorstand</i>	Altonaer Straße 325, 25462 Rellingen Tel. 0 41 01-3 37 28 E-Mail: hinz@tiegenhof.de

Bankkonto: Tiegenhof e.V. Postbank Hamburg Konto Nr. 450 322 09 Bankleitzahl 200 100 20 Internationale Konto Nr.: IBAN: DE09200100200045032209 Internationale Bankleitzahl: BIC: PBNKDEFF
--

Die Zeitung wird an alle Mitglieder kostenlos abgegeben.

Der Vorstand weist beim Versand der TN 2012 darauf hin, daß wiederum ein Zahlungsträger beigelegt wird, den wir zu gebrauchen bitten. Die TN kostet unseren Verein für die Herstellung, den Versand und das Porto einen erheblichen Betrag. Bitte beteiligen Sie sich nach ihren Möglichkeiten.

Eingehende Beiträge können aus redaktionellen Gründen abgeändert oder gekürzt werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht zwangsläufig mit der Meinung des Vorstandes übereinstimmen.

Der Herausgeber bedankt sich bei allen Helfern und Schreibern, die bei der Erstellung der Tiegenhöfer Nachrichten durch ihre Beiträge und aktive Mitarbeit mitgeholfen haben.

Druck: Druckwerkstatt Süderelbe Wilsdorfer Straße 64, 21073 Hamburg Tel. 0 40-76 62 15 15

Pensionen und Unterkünfte im Werder

Für alle, die ihre Reise nach Danzig und ins Werder selber planen, haben wir die Liste der Pensionen und Unterkünfte wieder abgedruckt. Preise bitte erfragen.

Die Redaktion

1) **Pensjonat und Restauracja Sylwester Janoszek**

ul. Rybacka 4 in 82-103 Katy Rybackie - früher Bodenwinkel -
Tel. 0048-55247-8775 - Man spricht perfekt Englisch, zum Teil auch etwas Deutsch,
gutes Restaurant mit Fischgerichten
Appartments 2 Räume mit Dusche und WC, 2-4 Betten,
oder Doppelzimmer mit Dusche und WC
Prospekt in deutsch - Autos auf gesichertem Hofbereich

3) **Zimmervermietung "Pod Kastanem"** Halina und Harry Lau 82-103 Stegna, Drewnica 132 - früher Schönbaum - Tel.0048-55247-1722 e-mail: harry.lau@wp.pl an der Elbinger Weichsel, nahe Stromweichsel Doppelzimmer mit TV, Toilette und Dusche mit Frühstück man spricht deutsch, Fahrräder sind zu leihen Prospekt in deutsch - Autos in verschlossenem Hof

4) **Dom-Haus "Pod Herbem Unterm Wappen"** ul Szkola 2 (Schulstr.), 82-110 Sztutowo (Stutthof) Tel 0048-55247-8019 Lage: 3 km zum Strand Ausgezeichnetem Frühstück, wobei Wünsche geäußert werden können. Brote für unterwegs können gemacht werden. 6 Doppelzimmer, 2 Einzelzimmer, Dusche und Toiletten separat. Schönes großes Schwimmbad, dessen Wasser von Sonnenkollektoren erwärmt wird. Duschkabinen mit warmem und kaltem Wasser. Autos stehen auf verschlossenem Hof. Fahrräder kostenlos

5) **Haus „Karola“** deutschsprachig Zimmer mit Dusche und WC sehr gutes Frühstück bewachter Parkplatz am Haus Karola und Jan Rymkiewicz 82-110 Sztutowo (Stutthof) ul Zalewowa 14a Tel./Fax 0048-55247-8128 e-mail: karola.rymkiewicz@gmx.de

7) **Pensjonat „Halinka“** Halina Arent ul. Słoneczna 2 in 82-107 Jantar (Pasewark) Umzäuntes Grundstück mit einem schönen, großen Garten 2-, 3- und 4-Bettzimmer mit WC und Dusche Kinderspielplatz, Grill, Gartenpavillon mit Liegestühlen, Fahrräder deutschsprachig ganzjährig geöffnet Tel. 0048 55247 8931

Stobbe Machandel

Es gibt ihn immer noch.....

Und nun gibt es wieder die alte Tönnchenflasche!

Dem Vertrieb der alten heimatlichen Spezialität ist es gelungen, eine 0,5 Liter Flasche fabrizieren zu lassen, die sowohl in Deutschland als auch in Polen (Danzig) erhältlich ist.

Sie müssen in guten Wein- und Spirituosenfachgeschäften und dem Großhandel nachfragen. Die bisher gelieferte 0,7 Liter Flasche gibt es weiterhin. Falls Sie eine Bezugsquelle in ihrer Nähe suchen, fragen Sie bitte an bei:

**Marken - Horst Wein- und
Spirituosenverkaufsgesellschaft mbH**
Postfach 1931
49009 Osnabrück
Tel. 05 41-3 31 27 29 Fax 05 41-3 31 27 41
e-mail: info@gevos.de



Bei Besuchen in Danzig können Sie gut gekühlt Stobbe Machandel mit einer Trockenpflaume im Restaurant „Goldwasser“ Lange Brücke 22 nahe dem Krantor genießen und auch als Flasche kaufen.

Die Redaktion.

Bernsteinzimmer“

Es ist nicht wahr, daß das Bernsteinzimmer nicht existiert, kommen Sie und sehen Sie sich die interessantesten Exemplare des natürlichen Bernsteins, des handgearbeiteten Bernsteins und Bernsteinschmuck an. Bei uns erfahren Sie alles über die Bernsteinverarbeitung und seinen Ursprung.

J. W. Głodzik, ul Gdańska 64, centrum Stegny (Stegen)
Tel. 0048-55 247 4209 (Werkstatt)
0048-55 247 8579 (Gallerie)
Deutsch- und Englischsprachig

Die Redaktion

TN im Internet

Ab sofort können sie sich die TN auch im Internet unter der Internet-Adresse:
www.tiegenhof.de
ansehen.